Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 49 (1987)
Heft: 2

Artikel: Bern : die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch (1755-1830)
Autor: Utz, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-246418

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern – die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch (1755–1830)

Von Hans Utz

Inhaltsverzeichnis

1. *Dramatis persona: Emilie von Berlepsch geb. von Oppel* 58

2. *Spuren der ersten Reise in die Schweiz* 60

3. *Der Zürcher Kreis* 65

4. *Die Gastgeberin und Freundin in Bern: Charlotte Zeerleder* 70

5. *Die Liebeserklärung an Bern* 75

6. *Die Freundschaft mit Philipp Albert Stapfer* 79

7. *Wirrungen in Deutschland* 85

8. *Die Empörung über die Invasion der Schweiz 1798* 88

9. *Schottland als Ersatz für die Schweiz* 91

10. *Die Einkehr in die Schweiz* 95

11. *Letzte «Alpenrosen»* 101

Quellen- und Literaturverzeichnis 106

Anmerkungen 108

1. Dramatis persona: Emilie von Berlepsch geb. von Oppel

«Von allen Städten, die ich kenne, ist mir keine so lieb als Bern. Ich weiss, dass nach de Begriffen, die Dir Andere davon gegeben haben mögen, diese Vorliebe Dir seltsam scheint. Aber was ich Dir von dort aus schrieb, muss ich auch jetzt, nach einer fast dreyjährigen Entfernung, wiederholen. Die feyerliche, romantisch schöne Lage, wie durch Geisterhände in eine Gegend hingezaubert, die einer umgeschaffenen Wildniss gleicht, und nicht bestimmt zu seyn schien bewohnt zu werden, und doch jetzt so reich, geschmückt und angebaut ist, scheinbar am Fuss der Alpen, und doch durch eine weite, an Gegenständen reiche Landschaft von ihnen getrennt; der Anblick dieser grossen Schauer und Bewunderung erregenden Schneebergskette, des weiten, grünen, mit unzählig hübschen Landhäusern besetzten Thals und der rauschenden Aar unter meinen Fenstern; alles dieses schloss sich so feste an meine Seele, dass ich stets mit schwermüthig süssen Gefühlen und einer Art von Heimweh, das mich vielleicht nie verlassen wird, an Bern zurückdenke.» [1]

Diese Liebeserklärung an Bern wurde 1799 in Deutschland verfasst, die Liebende war eine deutsche Adlige, Emilie von Berlepsch, welche längere Zeit in Bern geweilt hatte. Ihr Heimweh nach der geliebten Stadt beschwert ihr Gemüt um so mehr, als Bern inzwischen in die Gewalt einer von aussen erzwungenen Revolution geraten war; das verklärte Bild in ihrer Erinnerung ist überschattet. Sie wird aber später, in der beruhigten Zeit der Mediation, nach Bern zurückkehren.

Um ihre beiden Aufenthalte in der Schweiz, besonders in Bern, ordnet sich diese Arbeit, deren unterschiedliche Dichte durch die Quellenlage bedingt ist. Vor den Aufenthalten liegt eine erste Reise in die Schweiz, 1785/86, von der nur dürftige Spuren aufzudecken sind. Am besten belegt ist ihr erster längerer Aufenthalt, 1793 bis 1796, während der zweite, mit Unterbrüchen, zwischen 1804 und 1817, nur punktuell erschlossen werden kann. Solche Lücken mögen ärgerlich sein, doch reizen sie detektivischen Spürsinn zu Vermutungen, die ich dem Urteil der Leser unterbreite.

Primäre Quellen sind die gedruckten Werke der Emilie von Berlepsch, neben Beiträgen zu Zeitschriften insgesamt sieben Oktavbändchen unter vier Titeln; intime Primärquellen sind an die zwanzig Briefe an Adressaten in der Schweiz – ohne Antworten, damit kein Briefwechsel –, also ein sehr beschränkter Fundus. Er würde für eine Biographie längst nicht ausreichen, selbst wenn man ihre Korrespondenzen in Deutschland beizöge. Jedoch fühle ich mich nicht einmal berufen, ein Psychogramm von ihr zu skizzieren, ich gestehe sogar, dass ich von ihrer Person wenig angetan bin. Mich interessiert, wie sie verbreitete Gefühlslagen und literarische Strömungen spiegelt und sich in einem vielfältigen Geflecht von Beziehungen bewegt. Ihr Kommunikationsnetz spannt sich im Raum von Göttingen–Weimar aus zwischen der Schweiz und Schottland und verschafft ihr Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, dies in einer Zeit der Unsicherheit, verursacht durch die Französische Revolu-

tion, die in Herzen und Köpfen Verwirrung stiftete und mit ihrer militärischen Expansion die Nachbarländer bedrohte. Dass hier, in dieser Zeitschrift, Briefe von Bernerinnen und Bernern über ihre Sorgen in jenen kritischen Zeiten – und nur beiläufig über den Gast aus Deutschland – verwertet sind, möge man mir nachsehen. Der Lebenslauf der deutschen Schriftstellerin, nach einem ihrer Lieblingsbilder einem Kometenlauf ähnlich, soll freilich nie in den Hintergrund verschwinden.

Sein Anfang wird aktenkundig im Taufregister der Schlosskirche von Gotha. Dort wurde am 26. November 1755 Dorothea Friderika Aemilia getauft, Tochter des Herzoglich sachsen-gothaischen Vize-Kanzlers Carl Georg August von Oppel und der Amalie, Gräfin von Dönhoff. Emilie von Oppels Geburtsjahr liegt somit zwischen jenen von Goethe und Schiller, eine Feststellung, die durch ihre Nähe zu Weimar zu rechtfertigen ist. Mit fünf Jahren verlor Emilie ihren Vater, ihre Mutter ging eine zweite Ehe ein. Wir wissen, dass der Bruder ihres Vaters, ein Geheimer Rat in Weimar, ihr Vormund wurde, und können vermuten, dass sie in dieser Stadt einen Teil ihrer Jugend verbrachte. Jedenfalls wurde sie im Rothen Schloss daselbst am 2. März 1772 dem 23jährigen Freiherrn Friedrich Ludwig von Berlepsch vermählt, dem Erb- und Gerichtsherrn auf Schloss Berlepsch, Königlich grossbritannischen und kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Landrat zu Ratzeburg[2].

In dieses lieblich auf einer Halbinsel gelegene Städtchen im Nordzipfel des Kurfürstentums Hannover, drei Stunden südlich der Hansastadt Lübeck, wurde die blutjunge Frau Landrat verpflanzt; «so verliess ich das angenehme W * * in meinem sechzehnten Jahre, um hier im einsamen R * *, wo mir alles durchaus fremd war, durchaus meinem bisherigen Lebenstone unähnlich, die schönsten Jahre meiner Jugend zuzubringen . . . An Freuden des Umgangs gewöhnt, äusserst begierig nach Unterhaltung des Geistes, für Sympathie und Freundschaft glühend, vielleicht noch an einigen Schimmer der Welt geheftet, konnte eine völlige Einsamkeit keine Reize für mich haben . . . Ich mag nicht zurück denken an die Leiden jener Zeit, an die Langeweile, die mich peinigte, an den Eckel, der mich von Gesellschaft und Umgang zurückscheuchte, an die Melancholie, die allmählig sich meiner bemächtigte, meine Seelenkräfte überspannte und meine Gesundheit untergrub.» Man mag Sympathie empfinden für den «jungen Vogel, der zu früh dem Neste entflohen, unsicher und unstät herumflattert»[3]; man wird aber auch an den Herrn Landrat denken, der zugleich die Obrigkeit zu vertreten und seine kränkelnde Gemahlin vor der kleinstädtischen Noblesse abzuschirmen hatte. Ob die Geburt der vier Kinder den Ehegatten die Amtszeit in Ratzeburg noch schwerer machte, steht dahin. Jedenfalls mussten sie zwei Töchterchen nach einem und nach drei Jahren zu Grabe tragen; ein Sohn, Friedrich Karl Emilius, und eine Tochter, Charlotte Luise, wuchsen heran.

Nach 1780 wurde der Landrat an das Hofgericht nach Hannover berufen. Hinfort hielt sich die Familie bald dort, bald in Göttingen, bald auf dem Erbgut Schloss Berlepsch (einige Meilen südlich davon), bald in Weimar auf[4]. Die Enge und Einsamkeit der Kleinstadt war vorbei, Emilie konnte in der «haute volée» der beiden Residenzstädte und der Universitätsstadt anregende Freundschaften pflegen und geistige Förderung empfangen. Doch lassen ihre Klagen über die schale Geschwätzigkeit bei Hofe

erkennen, dass sie im nachhinein der Einsamkeit auch schöpferische Impulse einzuräumen bereit war. Merkwürdig, dass ihr Name in einer Fussnote des philosophischen Werks *Über die Einsamkeit* zum erstenmal gedruckt erscheint.

2. Spuren der ersten Reise in die Schweiz

Es ist diese Fussnote zugleich der erste Beleg für ihre Bekanntschaft mit einem Schweizer, mit dem Verfasser des Buchs, Johann Georg Zimmermann (1728–1795) aus Brugg, der zum Anknüpfungspunkt für weitere Schweizer Bekanntschaften werden sollte. Er schreibt: «So geistvoll, so liebenswürdig und menschlich hat in unsern Zeiten wohl Niemand der Karthäuser sich angenommen und überhaupt über Klöster und Klosterleben geurtheilt, wie eine edle, junge und sehr schöne hannöverische Dame, die Frau von Berlepsch.» Sie habe ihm in Briefen über Reisen an den Rhein ihre heimliche Bewunderung für das asketische Leben der Klosterinsassen enthüllt und glaube, «für kranke, erschöpfte, müde, von der Welt wundgedrückte, in ihren Wünschen betrogene, in ihren Hoffnungen gescheiterte Herzen» sei «das Kloster eine schöne, sichere Freistatt» [5]. Nun, einer Neigung zu klösterlichem Leben gab sie als Protestantin nie nach. In dieser Beziehung erweist sich die Fussnote als Sackgasse. Sie verrät aber die Ambivalenz der Schreiberin zwischen Einsamkeit und Geselligkeit, mit ihrer Sympathie für die «wundgedrückten Herzen» wiederum ihre psychische Labilität, ihren Hang zur Melancholie.

Man kann diese fatale Neigung als Wohlstandskummer einer verwöhnten jungen Dame abtun, man könnte jedoch auch darauf hinweisen, wie sie eine besonders in Deutschland verbreitete Modekrankheit des aufgeklärten Zeitalters spiegelt, die ohne Unterscheidung Melancholie, Hypochondrie oder Weltschmerz genannt wurde. Diese Nachtseite der Aufklärung mag man darauf zurückführen, dass der sich weitende Horizont, wie er durch den Fortschritt des Wissens und der Mobilität eröffnet schien, die Menschen doppelt schmerzlich empfinden liess, wie beschränkt doch ihre Wirkungsmöglichkeiten geblieben waren. Dieses Defizit hatte in Deutschland auch einen politischen Aspekt: Dem ökonomisch aufstrebenden Bürgertum war jeglicher Anteil an der politischen Macht verschlossen. Es resignierte durch Rückzug in das Privatleben, in den Genuss der eigenen Innerlichkeit, in der sich die Emotionen gegen den Rationalismus empörten. «Die Innerlichkeit . . . wird erst möglich durch das Ausspielen von Einsamkeit gegen Gesellschaft.» [6]

Zimmermanns Buch *Über die Einsamkeit* analysiert diese Flucht in die Subjektivität des Individuums, das Unbehagen darüber, das ihn selber persönlich ständig beschäftigte und gefährdete. Daher erschien er als der richtige Arzt für Frau von Berlepsch. Er war ohnehin der Modearzt des Hofs von Hannover; sein Ruhm war bis in das Pots-

dam Friedrichs II. und zur Zarin Katharina II. nach Petersburg gedrungen. Mit dem Hof zu Westminster verknüpfte ihn seine Amtsbezeichnung «Kgl. grossbrittanischer Leibarzt in Hannover». (Seit 1714 waren die Kurfürsten von Hannover in Personalunion Könige von Grossbritannien). Ärztlicher Fürstendiener – eine sonderbare Karriere für einen Untertan aus einem bernischen Munizipalstädtchen! Mancher Jugendfreund aus dem Umkreis der progressiven Helvetischen Gesellschaft konnte ihm diesen Rückfall in reaktionäre Denk- und Lebensart nicht verzeihen. Jedoch gibt uns eben seine Herkunft den Schlüssel zu diesem Bruch in seiner Biographie. Er hatte, betreut und gefördert von Albrecht von Haller, 1751 in Göttingen zum Dr. med. promoviert. Doch war für seinesgleichen unter den Gnädigen Herren als höchste Sprosse nur das Amt eines Stadtarztes in seiner Vaterstadt Brugg erreichbar. Seine Erbsünde sei es, nicht als Burger von Bern geboren zu sein, klagte er Haller gegenüber, «tout bien pesé je ne suis point fait pour Berne, et Berne n'est point fait pour moi» [7]. Deshalb half Haller mit, ihm 1768 die Stelle als Leibarzt in Hannover zu verschaffen, wo Zimmermann sein medizinisches Können fruchtbar anwenden und seinen gekränkten Ehrgeiz wie seine Eitelkeit einigermassen befriedigen konnte.

Ihn als ihren Vertrauensarzt zog die Freifrau von Berlepsch auch ins Vertrauen, als sie mit ihrem Gatten, der mittlerweilen zum Präsidenten des Hofgerichts avanciert war, eine Reise in die Schweiz plante. Dass ihr Zimmermann die Reise verschrieb, braucht man nicht anzunehmen, weil solche Reisen unter gebildeten Deutschen damals in Mode waren. Auch nur jene aufzuzählen, welche Reiseberichte drucken liessen, ist müssig; ich nenne bloss aus dem Bekanntenkreis der von Berlepsch den Professor Christoph Meiners in Göttingen und den Geheimen Rat Johann Wolfgang Goethe in Weimar. Offenbar hat auch Emilie von Berlepsch Eindrücke von ihrer Reise zusammengetragen; sie sind aber verschollen [8].

Ihr eigenes Zeugnis in einem viel später erschienenen Buch, zwei Briefe von ihr und drei Briefe Zimmermanns sichern die Spuren ihrer ersten Reise in die Schweiz. In jenen Anfängen des Fremdenverkehrs war es nötig, ein Netz von Empfehlungen an Bekannte von Bekannten zu knüpfen, bevor man in ein fremdes Land abreiste. Zimmermann konnte seine ehemaligen Freunde in Bern zum Empfang der von Berlepsch mobilisieren. Der alte Haller war 1778 gestorben; ob Zimmermann an die Witwe und die zweite Generation Haller schrieb, ist nicht bekannt. Ich kenne nur das Empfehlungsschreiben, das Zimmermann am 28. August 1785 dem Freiherrn für den Münsterpfarrer Abraham Rengger mitgab. «Der Überbringer dieses Briefes . . . hat seine Gemahlin, eine Dame von grossem Geiste, und eine Frau von Ahlefeld bey sich. Haben Sie die Güte, diese Fremden alles sehen zu lassen, was in Bern sehenswürdig ist, und dann auch, zumal sie, in die besten Gesellschaften einzuführen.» Wie begeistert die bernischen Zirkel vom Gast gewesen seien, fragt er am 17. Oktober denselben Adressaten, «weil man sich wohl in Bern deutsche Damen von dieser Art nicht denket» (!). Der Gast jedenfalls war entzückt von Rengger, was Zimmermann durch ein schmeichelhaftes Zitat aus einem Brief der Emilie von Berlepsch (vom 3. Oktober aus Bern) belegt; «c'est un des plus estimables mortels que je connoisse, la candeur, l'affabilité, et la raison même». Im gleichen Brief gibt Zimmermann ein Kurzporträt des

Prinzgemahls: «Auch Herr von Berlepsch wird ihnen seiner Lebhaftigkeit, *rondeur* und *bonhommie* wegen sehr gefallen haben. Er ist ausser dem ein Mann von viel Brauchbarkeit in Geschäften, Präsident des hiesigen Hofgerichts, und kann sehr leicht einst hier Staatsminister werden.»[9]

Am gleichen 3. Oktober 1785 dankt Emilie von Berlepsch von Bern aus einem uns unbekannten Adressaten in Zürich für gastfreundliche Unterstützung. Sie bittet ihn, einen Koffer bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren und, zusammen mit Herrn Lavater, dafür besorgt zu sein, dass ein zweiter Koffer rasch nach Genf nachgesandt werde. Daraus ergibt sich, dass Zürich, Bern und Genf Etappen ihrer ersten Schweizer Reise waren. Die Nachschrift («j'ai écrit en hate, étant sur le point de partir pour Bienne») fügt Biel in die Route ein[10]; undeutliche Spuren weisen ferner nach der St. Petersinsel und Lausanne[11]. Es steht fest, dass Emilie von Berlepsch 1785 nach Südfrankreich weiterreiste, im Januar 1786 ist sie in Hyères bezeugt. Wer sie dorthin begleitete, bleibt unbekannt; sicher ist, dass ihre Rückreise 1786 durch die Schweiz führte und dass ihr Gatte früher als sie nach Hannover zurückgekehrt war[12].

Hyères war schon im 18. Jahrhundert Winterkurort, und der deutsche Gast erlebte am Mittelmeer den Winter gleich einem nördlichen Sommer, «eine grosse, glänzende und auch heitere Natur, an Üppigkeit und Reichtum weit über die helvetische». Jedoch haust in dieser begünstigten Gegend ein unglückliches Volk, armselig, apathisch, weniger krassem Despotismus ausgeliefert als der «Vernachlässigung und Unwissenheit ... Wie war es in der Schweitz so anders! Nie trennte da mein Gefühl die Menschen von den Naturscenen; ...

Von den Eisumthronten Alpen blinkte
schöner mir ein Bild von Lebensglück,
und zu seinen Felsentempeln winkte
mich der Menschheit Genius zurück.»[13]

Man merkt: Emilie von Berlepsch ist unter die Dichterinnen gegangen. Ein Jahr nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz und Frankreich, 1787, erschien, in Göttingen verlegt, ihr erstes Werk: *Sammlung kleiner Schriften und Poesien von Emilie von Berlepsch geb. von Oppel. Erster Theil.* Die Verse, welche die «Felsentempel» der Schweiz preisen, sind freilich aus einem spätern Werk zitiert; eine direkte Inspiration von der Bildungsreise her lässt sich im ersten Bändchen noch nicht aufdecken. Sie benutzte aber den Druck ihres Erstlings, um ihren Dank an Schweizer Bekannte für gastfreundliche Aufnahme abzustatten, so an Pfarrer Lavater und den Stadtarzt Hirzel in Zürich. Sie sei so kühn, so schreibt sie diesem aus Hannover, ihm «die kleine Sammlung zuzuschicken, welche ich im vergangenen Winter auf Zureden einiger Freunde, und aus sehr dringendem Bedürfnis von Beschäftigung und Zerstreuung angefangen habe»[14]. Dieses Motiv ist in der Vorrede des Buchs ausgiebig dargelegt: eine Eugenie wird von einem Philotas ermutigt, «die kleinen, einzelnen Schöpfungen meiner Phantasie, die Gemälde meiner Empfindungen, die Frucht meiner süssesten und traurigsten Stunden» drucken zu lassen. Der Freund betont die therapeutische Wirkung der Schriftstellerei auf die Hypochondrie, «ich meine jene ängstliche Berechnung, welche die Seele über die Leiden des Körpers führt, und sie dadurch zu ihren eigenen macht, so wie das daraus ent-

springende, entsetzlich drückende Gefühl der Leere, des Nichtseyns, Nichtskönnens, der Zweck- und Genusslosigkeit von jedem Augenblick des Lebens.» Aus diesen Worten hört sie die Warnung ihres «trefflichen» Arztes Zimmermann und lässt sich bestimmen, der Therapie zu folgen[15]. Auch darin repräsentiert Emilie von Berlepsch einen unter ihren Zeitgenossen verbreiteten Ausweg aus der Resignation – deren Ausdruck die Melancholie war – die Flucht in die künstlerische Gestaltung: dichten statt handeln.

Noch bleibt ihr als Hindernis das Vorurteil gegen eine als Schriftstellerin tätige Frau zu bedenken. Es ist merk- und denkwürdig, dass Eugenie, die kaum getarnte Verfasserin, nicht nur als Novizin, sondern als dichtende Frau der Betreuung durch einen Mann vom Fach bedarf. So hatte auch Wieland den Roman seiner ehemaligen Braut Sophie von La Roche, *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim,* 1771 in Druck gegeben, begleitet von seinem herablassend albernen Kommentar. Nicht seinetwegen wurde dieser Briefroman – übrigens drei Jahre vor den *Leiden des jungen Werther* – zu einem Erfolg, zu einer Pioniertat zugleich für Schriftstellerinnen deutscher Sprache. Dieser Durchbruch mochte strebsame Frauen anspornen, der missgünstigen Kritik von Männern zu trotzen.

«Wenn man Euch hört – wer sollte da nicht glauben,
Die grösste Sünde sey ein kleines Lied,
Und lieber liess ein Mann sich Gut und Ehre rauben,
Als dass er ein Gedicht von seiner Gattin sieht.»

Dieser feministische Protest steht in der Sammlung der Frau von Berlepsch in der «Epistel an einen Freund», welche die Gattung Gelegenheitsgedichte vertreten mag[16]. Die Prosastücke sind vorwiegend Beschreibungen von Landstädten und Landschaften – an einen Roman hat sich Emilie von Berlepsch im Unterschied zu Sophie von La Roche nie gewagt – dazu jene Gruppe «Dichtungen aus der Unschuldswelt und Fabellehre», die als Abklatsch Gessnerscher Idyllen erscheinen; oder: «Hingesunken in seliger Wonne der Liebe ruhten Selmar und Selma unter einer ehrwürdigen Eiche, am schroffen Abhange des Felsens . . .» als flaues Echo der Ossian-Extrakte aus dem *Werther*[17].

Der eigentliche Inspirator beider Texte, Goethes wie der Imitation, war Johann Gottfried Herder (1744–1803), dem Philotas aus der Vorrede der *Sammlung* . . . ähnlich. Pfarrer Herder war, von Goethe empfohlen, 1776 als Generalsuperintendent nach Weimar berufen worden. Goethe verdankte ihm viel Anregung für sein dichterisches Werk; Herder galt als Prophet und Propagandist jener Erneuerung der deutschen Literatur, die wir schon behelfsmässig als Flucht in die Innerlichkeit skizziert haben, die man auch, um ein Modewort der Zeit zu brauchen, den Triumph der «Empfindsamkeit» gegen Rationalismus und Regelhaftigkeit nennen könnte. Der radikale Flügel dieser Bewegung machte als Sturm-und-Drang-Protest der Genies von sich reden. Der gemässigten Mitte sind die literarischen Beiträge der Frau von Berlepsch zuzuordnen; sie könne nur sagen, «was ich *muss*, weil alles bey mir einzig aus Gefühl und Überzeugung, aus Einbildungskraft und Ahndung fliesst»[18]. Sie beruft sich auf Herder, besonders seinen *Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* (1773).

Dem legendären keltischen Dichter wie dem Leitbild Herder blieb Emilie von Berlepsch als Verehrerin und als Schriftstellerin treu, auch als sich später die meisten seiner Jünger von Herder losgesagt hatten.

Mit Herder war sie bekanntgemacht worden durch ihren Arzt Zimmermann, dem offensichtlich daran lag, ihr schriftstellerisches Talent ebenso wie seine eigenen Geistesfreundschaften zu fördern. Er stand schon einige Jahre mit Herder im Briefwechsel und schreibt ihm am 26. Oktober 1777: «Neulich hatten wir Herrn und Frau von Berlepsch hier. Beide, und zumal die Dame, glühten vor Liebe, wenn sie von Ihnen sprachen, und das wurden sie eben so wenig müde zu thun, als ich ihnen zuzuhören. Nie habe ich auch deswegen Herrn und Frau von Berlepsch so lieb gehabt wie anitzt»[19]. Ihre frühe Vertrautheit mit der Weimarer Szene stärkte die Freundschaft; ihre Zudringlichkeit scheint Herder trotz allem nie an ihr irre gemacht zu haben. Umgekehrt liess er sich in seiner Karriere stützen und war zunehmend auf eine treue Anhängerin angewiesen[20].

Es kann hier nicht darum gehen, weitern Einflüssen auf ihr Fühlen, Denken und Schreiben nachzugehen. Nur eine Ausnahme sei gemacht, weil sie uns in die Schweiz zurückführt und ihre Art zu dichten illustriert. Ihr Gedicht «Die Peters-Insel. Im Bieler-See», verfasst 1786, gedruckt 1794 in *Sommerstunden*[21], ist ein langatmiger Lobenshymnus auf die hohe Seele, deren Geisteswehen auf der friedlichen Insel jeden fühlenden Busen schaudern mache:

«So betret' ich diese Lustgefilde,
Wo mein guter *Rousseau* einst gelebt;
Wo sein krankes, wundes Herz der milde
Zauberfrieden der Natur umschwebt!»

So – sie führt es aus: einer Liebenden gleich, die am Grabe trauert, oder einer Pilgerin zu einer heiligen Stätte. (Rousseau war acht Jahre vorher gestorben).

«Zwar, ein Heiliger, im Wunderglanze
Weit erhoben über Erdenlicht,
Und geschmücket mit dem Stralenkranze
Mächt'ger Thaten, war mein *Rousseau* nicht;
War nur Mensch, voll Irren, Schwäch' und Fehle,
Aber mir und jeder guten Seele,
Wenn sie denken, fühlen, lieben kann,
Mehr als Heiliger und Wundermann.»

Weil selbst das Preislied sich schliesslich zu erschöpfen droht, wird es nach Halbzeit abgelöst von einer Vision, wo der Verewigte dem Schöpfer seinen Glauben bekennt. Das Bekenntnis kreist um die Begriffe «Natur» und «Liebe». Also richtet dieses Gedicht das Bild von Rousseau einseitig aus auf zivilisationsfeindliche «schöne Einsamkeiten» (ein Echo auf die im Motto zitierten «Rêveries d'un promeneur solitaire»), auf den «retour à la Nature», jenen einen Pol, von dem sich die Dichterin, obwohl nicht ständig, angezogen fühlte,

«Wo Natur mich mütterlich belehret,
Abzuschwören jeden eitlen Zwang».

Zwang kann uns in mancherlei Gestalt bedrängen. Wir haben Frau von Berlepsch schon protestieren hören gegen die Fesseln gesellschaftlicher Konventionen, gegen die Herrschaft der Männer über schöpferische Frauen, gegen die Unterdrückung von Gefühlen. Wie, wenn sich nun ihr emanzipatorischer Drang nach Selbstverwirklichung auch gegen den Zwang der Monogamie gerichtet hätte? Wenn Ehegatten einander nicht mehr verstehen und ertragen, heisst es bald einmal, die Charaktere seien unvereinbar, deshalb sei die Ehe zerrüttet. Wir haben weder das Recht noch die Möglichkeit, den Grad des Zerwürfnisses unter den Eheleuten von Berlepsch seit der Rückkehr aus der Schweiz 1786 und vor der Abreise der Freifrau in die Schweiz 1793 auszuloten. Schon 1786 rechtfertigt sie die Entfremdung durch ihre Wesensart: «Gott schuf Gefühle und Gedanken in mir, die nicht mit dem gewöhnlichen Massstab gemessen werden dürfen und denen kein *gewöhnliches* Glück genügen konnte . . .» und setzt ihrem genialischen Überschwang das Naturell ihres Gatten gegenüber, das Zimmermann – wie wir gehört haben – frei- und gutmütig nannte. Herr von Berlepsch entgegnete, sie sei «exaltiert» durch die Lektüre von Rousseaus Héloise, von Lavater und Ossian und suche so, die Welt der Literatur in die Wirklichkeit zu übertragen. Gerüchte wollten wissen, dass der Freiherr meist in Hannover arbeite, während die Freifrau auf Schloss Berlepsch in extravagantem Stil lebe und mit Schöngeistern der Universität am Teetisch anregende Seelenfreundschaften pflege, eine Art literarischen «Salon» zu stiften strebe. Sie neige dazu, den Alltagsgeschäften zu entfliehen und anderswo Trost für ihr seelisches Leiden zu suchen. So ist belegt, dass sie den Winter 1790/91 in Weimar verbrachte, jeden Montag im Lesezirkel der Herzogin Anna-Amalia erschien und sich – nach Herders Urteil – beim Vorlesen «durch ihre anmuthsvolle Stimme» auszeichnete. Unterdessen begnügte sich der biedere Gatte mit einem ganz gewöhnlichen Glück in der Gestalt der Kammerzofe seiner Frau, Anna Dorothea Sievers. Sie war eine Bürgerliche, 24 Jahre alt, als sie ihm 1791 den ersten Sohn gebar – Stoff für Trivialliteratur. Einzig mit Rücksicht auf seine Standesgenossen habe der adlige Hofgerichtspräsident Scheidung und Wiederverheiratung noch hinausgezögert[22].

Nach ihrer eigenen Aussage reiste Emilie von Berlepsch 1793 «zur Wiederbelebung ihres zerrütteten Daseyns»[23] in die Schweiz, wahrscheinlich zunächst nach Zürich.

3. Der Zürcher Kreis

«Du musst mir schon noch mehr Exemplare von Deiner Ketzermacherei senden, da ich mein letztes der Frau von Berlepsch, einer eifrigen Demokratin, gegeben habe.» Mit dieser erstaunlichen Qualifikation wird die deutsche Adlige am 13. September 1793 im Brief eines Zürchers an einen Berner bedacht. Diese Bemerkung ist nicht iro-

nisch zu verstehen, auch der Titel des gewünschten Werkes ist bloss eine Kurzform für den Vortrag «Über die Verketzerungssucht in unsern Tagen», den Dr. med. Albrecht Rengger (1764–1835), der Sohn des Münsterpfarrers in Bern, im Mai 1793 vor der Helvetischen Gesellschaft gehalten hatte. Der Absender des Briefs war Dr. med. Paul Usteri (1768–1831), beide befreundet seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Göttingen in den Jahren 1787/88[24]. Mit ihren Sympathien für die Französische Revolution leisteten sie, wie auch andere Absolventen der Universität Göttingen, etwa Hans Conrad Escher in Zürich und Philipp Albert Stapfer in Bern, dem Vorurteil Rechtdenkender Vorschub, diese deutsche Hochschule sei eine hohe Schule umstürzlerischer Hirngespinste. Tatsächlich galt die Universität Göttingen, die «Georgia Augusta», zu Recht als jung – sie war 1734 vom englischen König eröffnet worden – und als jugendlichen Geistes; denn als Gründung der Aufklärung war ihr aufgetragen, Toleranz zu üben, Lehrfreiheit zu garantieren, frei von Zwang und Zensur zu bleiben.

Man kann sich vorstellen, dass Emilie von Berlepsch bei den Gedankenspielen ihrer progressiven Gäste in Göttingen mitgehalten hatte und bei den «Ehemaligen» in der Schweiz weiterhin als «eifrige Demokratin» gehandelt wurde. Diese Einschätzung wird gestützt durch ihre Begeisterung für Rousseau. Freilich galt sie – wie bemerkt wurde – dem Apostel der Natur und der Liebe, nicht dem Propheten der Demokratie. Dennoch wird seine politische Botschaft in ihrem Gedicht angetönt:

«Von der Liebe Rosenband umwunden
Hiess er alle Menschen Brüder seyn;
Thätig, frei, zu gleichem Zweck verbunden
Sich einander Wunsch und Kräfte weihn.»

Liberté – égalité – fraternité, mindestens verbal ist das Programm der Französischen Revolution in diesen Zeilen präsent.

Allerdings hatten die Ereignisse in Paris seit dem Tuileriensturm vom 10. August 1792, der Proklamation der Republik am 21. September 1792 und der Hinrichtung des Königs am 21. Januar 1793 viele Freunde der Revolutionsideen irre gemacht. War es unmöglich, diese rein zu verwirklichen, mussten sie sich zwangsläufig zum Exzess steigern oder sogar in ihr Gegenteil verkehren? Das Entsetzen über die Terreur teilten sie alle; nicht alle liessen sich deswegen die politische Botschaft verketzern. Daher mahnte Rengger vor der Helvetischen Gesellschaft zu besonnener Beurteilung der Ereignisse in Frankreich.

Schon lange vor dem Ausbruch der Französischen Revolution stand Zürich im Ruf, eine Elite als Eigengewächs heranzuzüchten, die, geistig und politisch aufgeschlossen, bereitwillig auch fremde Einflüsse und Besucher aufnehme. Für Ausländer mit Ansehen muss es neben dem Stadtrundgang zu den Sehenswürdigkeiten eine Runde der Besuchswürdigen gegeben haben, über welche die Gäste von Haus zu Haus weitergereicht wurden. In den Reiseberichten werden als Gastgeber der Maler-Dichter Gessner (+ 1788), der Stadtarzt Dr. Hirzel, Pfarrer Lavater und der Verleger Füssli besonders hervorgehoben. Die Gastfreundschaft des Zunftmeisters Bürkli begeistert Sophie von La Roche (1731–1807) in ihren Berichten über zwei *Schweizerreisen*, mit denen sie sich übrigens, wie im Roman, als bahnbrechende deutsche Schriftstellerin erwies.

Ihre beiden Reisen, von 1784 und 1792/93, wurden knapp vor jenen ihrer Landsmännin und Kollegin Emilie von Berlepsch unternommen.

Diese knüpft in einem undatierten Brief an Dr. Hirzel an ihre Bekanntschaft während der ersten Schweizerreise an[25]; ihr Kontakt mit dem Göttinger Doktoranden Usteri wurde schon erwähnt. Nach den dürftigen Quellen zu schliessen, waren ihre Beziehungen zu den Ehepaaren Füssli und Bürkli wegweisend.

Johann Heinrich Füssli (1744–1832) wird in zwei Würdigungen aus den letzten hundert Jahren vorgestellt einmal «als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter», das anderemal «als Wegbereiter des Umsturzes von 1798». Aus heutiger Perspektive ragt seine Bedeutung als Verleger hervor, die in der Geschichte des Artistischen Instituts Orell Füssli besonders zur Geltung kommt. Nie mehr seither hatte ein Verlag der deutschen Schweiz einen derart breiten Fächer von Autoren und Werkgattungen, eine solche internationale Wirkung[26]. Es wird ein Freundesdienst gewesen sein, vielleicht auch Einschätzung des Zeitgeschmacks, wenn Füssli 1794 *Sommerstunden, Erster Band,* «bei Orell, Gessner, Füssli und Compagnie» erscheinen liess. Der Name der Autorin ist auf der Gegenseite des Titelblatts zu lesen, unter ihrem Porträt, in der Art eines antiken Basreliefs in Kupfer gestochen: Emilie von Berlepsch (siehe Umschlag). Es sei dies die verkleinerte Reproduktion des Original-Médaillons von Valentin Sonnenschein[27]. «Mich dünkt würklich, es sey die beste Abbildung von mir, die noch gemacht ist», schreibt sie am 3. März 1794 von Bern an Füssli. Sie bittet ihn, den Kupferstich zu genehmigen und mit dem Druck bis nach Ostern zuzuwarten, bis sie alle Unterlagen nach Zürich bringe. Der Ton der sechs Briefe oder Billetts an die Füssli, die in Zürich aufbewahrt sind, lassen durch alle Floskeln seitens der Schreiberin das drängende Verlangen nach Freundschaft spüren, jenseits jeder geschäftlichen Beziehung. Man kann, trotz mangelhafter Datierung, auch rekonstruieren, dass ihr Aufenthalt in der Schweiz zwischen Zürich und Bern abwechselte, in Bern im Winterhalbjahr, eher im Sommer in oder um Zürich. Diese vorsichtige Formulierung drängt sich auf, weil hier kein Quartier auszumachen ist. Ein Billett an Füssli ist überschrieben: «Richterswil am Freitag» und bettelt um Besuch in «meiner Einsamkeit ... Bitte bitte – kommen Sie beide Morgen Abend, seyen Sie hier meine Gäste, und lassen Sie mich einmal wieder aus dem Sonntag einen wahren *Sonnen*tag machen. Wenn Sie kommen, so bringen Sie mir, liebe Mad: F. einige artige Weisbrödte mit.»[28]

Sonnentage und Sommerstunden habe es im Leben der Dichterin nach ihrem eigenen Zeugnis nicht viele gegeben. «Es ist so leicht nicht ... sich Sommerstunden des Geistes zu schaffen. Thorheit und Trägheit fesseln an ein trauriges Einerley; Vorurtheil und Gewohnheit treiben das Rad des Lebens im gebahnten Gleise fort, und die Popanz-Worte *Schwärmerey, Empfindsamkeit, usw.* scheuchen manche gute Seele vom Gebiet der edelsten Freude zurück.» Die hervorgehobenen Wörter wird Emilie von Berlepsch oft als Vorwürfe gegen ihre Dichtungen eingesteckt haben. Dem entgegen sucht sie ihre Dichtkunst zu rechtfertigen und ihre Position zu bestimmen im Anhang zu den *Sommerstunden*, der sich auf ein Drittel der gesamten Seitenzahl ausgeweitet hat[29]. Wir überlassen ihn den Germanisten; nur zwei Namen seien herausgegriffen: Herder und Gessner. Herder liefert das Motto zum Anhang und die Theorie, etwa die

Unterscheidung zwischen der urtümlichen, aus der Natur geborenen Poesie eines Genius wie Ossian und der Dichtkunst verderbter aufgeklärter Zeiten; er wird gefeiert im Gedicht «An Herder. Nach seiner Zurückkunft aus Italien»[30]. Poesie im ursprünglichen Sinn habe Gessner geschaffen, behauptet sie und lobt ihn: «Einzig aus dir selbst, und dem fleissig stillen Anschauen der schönen Naturscenen deiner Schweizerwelt, entsprangen sie, die reizenden, lebendigen Gestalten, die du mit höchster Anmuth und Wahrheit gemahlt und gesungen hast.» Diese Beurteilung mag uns heute befremden. Sie deutet aber darauf hin, dass Emilie von Berlepsch ihre Dichtung in jene breite Strömung der «Empfindsamkeit» einbindet, als deren Quellen sowohl Gessner wie Rousseau bestimmt werden. Beide schufen den literarischen Filter, durch den sie die «schönen Naturscenen der Schweiz», die sie nun erleben wird, betrachtet. Die Alpenlandschaft wurde unter diesen Vorzeichen als Spiegelung der eigenen Innerlichkeit mit all ihren Gefühlsschwankungen erfahren. Doch trat seit der Französischen Revolution ein politisches Interesse an urtümlichen republikanischen Formen der Gemeinschaft hinzu[31].

Von den zwei Gedichten aus den *Sommerstunden*, die in die schweizerische Landschaft eingebettet sind, erlebt das schon besprochene, frühere, «Die Peters-Insel im Bieler-See», die Natur noch ganz im Banne Rousseaus, während im andern, «Tells Capelle am Vierwaldstädter-See»[32], zur Natur hinzu der Freiheitskampf tritt. Es beginnt:

«Am hohen Seegestade
Wo schäumend Wellen schlagen,
Gen Himmel Felsen ragen,
Gethürmt von Gottes Hand,
Wo einst Tyrannen bebten,
Als Tell und Stauffach lebten,
Und an der Edlen Seite
Des Rächers Engel stand;

Wo du, Natur! mit hoher
Und feierlicher Schöne,
Im Busen deiner Söhne
Den Flammentrieb geprägt,
Sich Freiheit zu erringen,
Sich Fesseln zu entschwingen,
Die feig auf Sklavennacken
Erschlaffte Wollust trägt;»

Eine weitere Strophe beginnt mit «Wo . . .» und variiert die Szenerie, bis die Sprecherin einfällt mit: «Da steh' ich . . .», später mit «Dort seh' ich . . .» eine Vision des Apfelschusses einleitet, die wenig Handlung und viel seelische Bewegung bei Vater – und Mutter Tell – in auserlesene Worte umsetzt. Einzige direkte Rede sind Gesslers Frage: «Was willst du mit dem Pfeile?» und Tells Antwort: «Dein Herz sollt' er durchbohren,/ Hätt' ich den Sohn verloren!» Dann wird Tell gebunden aufs Schiff geschafft, doch

«Es wohnt der Retter oben!
Er winkt – und Stürme sausen;
Mit fürchterlichem Brausen
Fliegt Blitz und Tod umher.»

Gegen das Toben des Sees wird Tells Kraft freigesetzt; er setzt sie ein zur eigenen Rettung auf den Felsen, wo jetzt «der Freiheit Tempel» steht. Der Sprung wird unmittelbar verknüpft mit der Erneuerung des Bundes und mündet ein in die Apotheose einer unbefleckten Freiheit. Deshalb blendet die Dichterin die Hohle Gasse und den Mord am Tyrannen völlig aus – was man eine weibliche Version des Tell-Stoffs nennen könnte, zumal da sie immer wieder ihr mitschwingendes Gefühl einbringt. Sie entscheidet sich damit in der damals wieder akuten Diskussion um die Tell-Figur eindeutig gegen den Revolutionär und Tyrannenmörder, für den Bewahrer der patriotischen Idylle[33]. Ihre Gedankenassoziation folgt dem Schema Natürlichkeit – Unverdorbenheit – Freiheit, das in veredelter Form zehn Jahre später in Schillers *Wilhelm Tell* wiederum erscheinen wird.

Mit ihrem Gedicht auf den Freiheitstempel auf der Tellsplatte spiegelt Emilie von Berlepsch nicht nur die Tendenz der Alpendichtung in den neunziger Jahren zu Politik und Historie, sondern nimmt die Wende in ihrem eigenen Werk vorweg, das sich auf politische Stellungnahme in Prosa ausrichten wird. Der zweite Band der *Sommerstunden*, der, nach dem Titelblatt zu schliessen, geplant war, ist nämlich nie erschienen. In dieser unerfüllten Vorgabe mag sich der Zweifel der Autorin an ihrem Talent zur Poesie verraten, vielleicht auch eine innere Zerrüttung, die während des ersten Aufenthalts in der Schweiz ihre Schaffenskraft erlahmen liess[34].

Als hilfebedürftig muss sie dem Ehepaar Bürkli-Schulthess erschienen sein, dessen Stadthaus «zum Lindentor» (heute Hirschengraben 20) und dessen Sommersitz im Nidelbad bei Rüschlikon fremden Besuchern weit offen standen. Emilie von Berlepsch wird wie Sophie von La Roche kurz vorher dem Hausherrn Johann Bürkli (1745–1804) als Dichterin besonders willkommen gewesen sein, denn er selber hatte 1773 den Gedichtband *Amor's Reisen* publiziert, er gab nach dem Vorbild des *Göttinger Musenalmanach* in den Jahren 1780 bis 1783 *Die schweizerische Blumenlese* in 3 Bänden heraus und wird ihr 1798 eine neue Folge anfügen. Diese Reihe der literarischen Almanache wird in ruhigeren Zeiten, 1810, der Berner Johann Rudolf Wyss mit den *Alpenrosen* wieder aufnehmen[35]. Als Politiker beobachtete Bürkli seit dem Ausbruch der Französischen Revolution aufmerksam und besorgt deren Auswirkungen auf die Eidgenossenschaft. Wie andere Mitglieder des Zürcher Kreises, steuerte er, ohne die althergebrachten Institutionen in Frage zu stellen, einen Kurs vorsichtiger Reform. «Burclé est trés occupé d'une nouvelle politique», schrieb eine Freundin der Familie, Charlotte Zeerleder, geb. von Haller (1748–1805), aus Bern[36].

Dieser Brief weist auf eine Brücke zwischen Zürich und Bern hin, führt uns nach dem Abstecher in Literatur und Politik auf die Familie zurück, auf die Familie Schulthess im Rechberg[37], deren eine Tochter, Ursula, den Zürcher Bürkli, die andere, Margaretha, den Berner Gottlieb Emanuel von Haller, den ältesten Sohn Albrechts, geheiratet hatte. Die jüngste Halbschwester Gottliebs, Charlotte, ist unsere Brief-

schreiberin. Durch die Verschwägerung hatte sie schon in ihrer Jugend Ursula Schulthess, die gleich alt war, als Freundin gewonnen, und beide hatten als verheiratete Frauen, so weit es die Distanz erlaubte, an beider Freud und Leid Anteil genommen. Im Sommer zuvor, 1792, hatte Charlotte den Trost ihrer Freundin nötig; denn im April war ihr Mann, der Berner Bankier Ludwig Zeerleder, tödlich verunglückt, hatte sie als Witwe mit sechs Kindern im Alter von zwanzig bis drei Jahren zurückgelassen; dazu kam die Sorge um ihre betagte Mutter, die dritte Frau Albrechts, eine deutsche Professorentochter, seit 14 Jahren verwitwet. Ich habe offen gelassen, ob die Hinterlassenen des grossen Haller vom Ehepaar von Berlepsch auf ihrer ersten Schweizerreise aufgesucht wurden. Hingegen steht fest, dass Emilie von Berlepsch 1793 von den Bürkli der Gastfreundschaft der Charlotte Zeerleder empfohlen wurde[38]. Sie sollte die wichtigste unter den Berner Gastgebern werden, ihre Fürsorge das Fundament für die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch an Bern.

4. Die Gastgeberin und Freundin in Bern: Charlotte Zeerleder

Die Briefe der Charlotte Zeerleder an ihre Söhne Ludwig und Karl und einige weitere Empfänger, insgesamt nahezu 200 in der Burgerbibliothek Bern, sind für den Aufenthalt der Emilie von Berlepsch in der Schweiz meine reichhaltigste Quelle; sie wird ergänzt durch die Lebensbeschreibung *Notre mère*, die Charlottes jüngste Tochter, Albertine von Fellenberg-Zeerleder, 35 Jahre nach dem Tod ihrer Mutter, im Jahre 1840 aufgeschrieben hat[39]. Diese Biographie, in Details wegen der zeitlichen Distanz und der Idealisierung der Mutter nicht immer ganz zuverlässig, bekräftigt doch den Eindruck aus den Briefen, dass Charlotte Zeerleder eine aussergewöhnliche Frau war, aussergewöhnlich – wie zu zeigen sein wird – in einer ganz andern Art als ihr Gast aus Deutschland. Es versteht sich, dass der Aufenthalt der Frau von Berlepsch in Bern in diesen Papieren als Episode nur nebenbei erwähnt wird. Ferner ist zu beachten, dass die Briefsammlung wieder keinen Briefwechsel ausmacht; auf Charlottes Briefe finden sich keine Antworten. Sie gibt im Oktober 1798 dafür einen Grund an: «Je brule touttes les lettres que je reçois.»[40] Die Briefsammlung lässt auch Lücken: wenn jene beiden Söhne, welche die Briefe der Mutter aufzubewahren pflegten, zuhause waren, so fehlen uns die Nachrichten. Trotz dieser Vorbehalte kann ich der Versuchung nicht widerstehen, aus diesem Material das Schicksal der Familie Zeerleder in meine Darstellung einzubeziehen, die Überlebensstrategie der Witwe mit ihrer Kinderschar in der unsichern Zeit kurz vor der französischen Invasion zu verfolgen. Dazu ist zunächst eine Rückblende nötig.

Charlotte wurde 1748 noch in Göttingen geboren, das vierte Kind aus Hallers dritter Ehe. Mit fünf Jahren kam sie mit den Eltern nach Bern, fünf Jahre später nach

Roche, wo der Salzdirektor seine jüngste Tochter besonders ins Herz schloss, ihr seine Bibliothek offen hielt, aber ihre Benützung der Initiative des Mädchens überliess. «Charlotte parvint à apprendre le latin elle-même; plus tard, l'italien et l'anglais furent aussi étudiés sans maîtres.»[41] Herangewachsen, wurde Charlotte zur Weiterbildung in gesellschaftlichem Schliff nach Schloss Wildenstein in den Aargau geschickt, wo ein Schwager Landvogt war, dann zu ihrer Schwägerin Margaretha Haller-Schulthess im Rechberg, Zürich. Dort schloss sie die Freundschaft mit Ursula. Diese galt als verlobt mit Henri Meister (1744–1826), mehr Literat als Theologe, der sich durch Charlottes Gegenwart in seinen Gefühlen irritieren liess, obwohl sie ihn zur Treue gegenüber Ursula anhielt. Dem Dilemma entzog er sich durch Flucht nach Genf und Paris, wo er eine Liaison mit einer Gräfin bis zu deren Tod unterhielt; Ursula heiratete Johann Bürkli. Aber der Tuileriensturm wird Henri Meister auf dem Umweg über England und Coppet – er war ein Vertrauter der Madame de Staël – nach Zürich zurücktreiben. Mit Charlotte Zeerleder soll er – so die Biographen – zeit ihres Lebens freundschaftlich verkehrt haben[42].

Nichts lässt darauf schliessen, dass Charlottes Heirat 1772 mit dem Witwer Ludwig Zeerleder, der 21 Jahre älter war als sie und drei Töchter einbrachte, eine Liebesheirat war. Dem Vater Haller sei keine Wahl geblieben, er musste der Werbung zustimmen: «Charlotte étoit sans fortune, sans dot, probablement meme sans trousseau.» Die Hochzeit der Lieblingstochter schmerzte den alten Haller so sehr, dass er dem Fest fernblieb[43]. Ludwig Zeerleder hatte ein Engros-Handelshaus geerbt, das sich immer mehr mit Bankgeschäften befasste – übrigens ein typischer Ablösungsvorgang. Zeerleder et Comp. wurde nach Marcuard die zweitälteste Privatbank in Bern. Die Zeerleder waren aus Erfurt eingewandert und seit 1544 Burger, aber erst Ludwig wurde bei der Burgerbesatzung von 1785 Mitglied des Grossen Rats[44]. Hat am Ende die Frau aus einem regierenden Geschlecht ihrem Mann statt der Mitgift ein Barett eingebracht? Sie gebar ihm acht Kinder, wovon zwei als Kleinkinder starben; es überlebten vier Söhne und zwei Töchter: Ludwig (* 1772), Charlotte (* 1775), Albrecht (* 1776), Karl (* 1780), Bernhard (* 1788) und Albertine (* 1789). Für die wachsende Familie wurde das Haus Kramgasse 72, sonnseits (heute Cinema Capitol), erworben und 1787 als Sommersitz das Landhaus Bellevue, das beim Morillongut auf dem Areal des Zieglerspitals (Seftigenstrasse 95) steht. Die Geschäfte scheinen geblüht zu haben; der Älteste sollte für die Bank nachgezogen werden und wurde 1791 nach Paris geschickt. Dort erreichte ihn der Brief seiner Mutter, er müsse sofort heimkehren, sein Vater sei am 26. April 1792 vom Pferd gestürzt und verschieden[45].

Charlotte war mit 44 Jahren Witwe geworden, hatte die Weiterführung des Geschäfts und der Einkünfte zu sichern, die heranwachsenden Kinder und ihre 70jährige Mutter zu betreuen. Den Ältesten, Ludwig, machte sie nach seiner Rückkehr zu ihrem Vertrauten, die Älteste, Charlotte, war anfällig für Hypochondrie, deshalb ihr Sorgenkind. Damit Mutter Charlotte nach dem Schock ihr Gleichgewicht wiederfinde, riet man ihr im Sommer 1792 zu einer Badekur nach Pfäfers. Auf dem Weg dorthin haben wir sie in Zürich bei ihrer Jugendfreundin Ursula Bürkli angetroffen. Die Mütter müssen sich über die Schwierigkeiten mit heranwachsenden Töch-

tern ausgesprochen haben; zur Abhilfe beschloss man einen Charlotten-Tausch. Charlotte Zeerleder junior blieb in Zürich, während die 12jährige Charlotte Bürkli nach Bern mitreiste und Witwe Zeerleder als Ziehmutter annahm. Ein Jahr später, im Sommer 1793, begab sich Frau Zeerleder mit den Kindern nach Zürich[46]. Es gibt Indizien dafür, dass bei diesem Besuch bei den Bürkli Charlotte Zeerleder mit Emilie von Berlepsch bekannt gemacht wurde und dass diese beschloss, den Winter in Bern zu verbringen.

Wir werden nun zunächst anhand der bernischen Quellen aus der Sicht der Familie Zeerleder den Gast aus der Fremde betrachten, im nächsten Kapitel – mit weniger Unterlagen – das Erlebnis Bern der Emilie von Berlepsch, wie es zu ihrer Liebeserklärung führte, untersuchen; im Kapitel 6 erweitern wir den Blick auf ihre andern Gastfreunde in dieser Stadt.

Die Zeit ihrer Ankunft in Bern im Herbst 1793 lässt sich nicht genau, ihre Adresse überhaupt nicht bestimmen. Immerhin vermochte Frau Zeerleder Frau von Berlepsch schon einzuschätzen, als sie ihrem Sohn Ludwig, der seit dem August in Hamburg arbeitete, am 4. Dezember über die deutsche «femme de lettres» schreibt: «Je la trouve aimable, ses manieres sont aisées, la conversation est agréable, composé d'un esprit cultivé et d'une ame sensible, elle est encor agréable, quelquefois belle quand la toilette répare les outrages des anés et des chagrins.» Es scheine, sie mache keinen Anspruch mehr, als Schönheit zu gelten; «il n'en est pas de même pour l'esprit et les connoissances, c'est ce qui l'occupe, la flatte et la soutient contre l'ennuy qui la dévore. Quelques hommes la fréquentent, mais les femmes sentent trop sa superiorité pour rechercher une comparaison humiliante. Pour moi qui n'en fais point, je me livre au plaisir de l'entendre, son langage est si pur, ses expressions si justes, elle met de la délicatess et de la sensibilité dans tout ce qu'elle dit. Ce n'est pas que je puisse toujours oubliés qu'elle a eue la faiblesse avec des talens médiocre de se faire imprimer et qu'elle ne devroit pas etre ici, sans sa fille dumoins, si elle ne croit pas pouvoir vivre avec son mari. Mais l'agrément de son commerce et ce qu'elle paroit soufrir de sa situation me font presque lui pardonner sa vanité et ses torts.»[47] Ihr Urteil über Schwächen und Vorzüge der Fremden erscheint ebenso unabhängig wie ihre Orthographie. Während die Freifrau, von Kummer, vom notorischen «Ennui» und falschem Autorenehrgeiz verzehrt, ihre Talente geistreicher Konversation vor allem in Männergesellschaft auszuspielen suche, verfügt die Witwe über die innere Gewissheit, ihrer Pflicht zu genügen: «La distinction de bonne mere a laquelle j'aspire me cause une satisfaction intime.»[48] Daher ist der einzige Vorwurf an Emilie von Berlepsch, der nicht durch Mitleid oder Ironie gemildert ist, dass diese ihre fast zwanzigjährige Tochter im Stich gelassen habe.

Trotzdem muss man sich davor hüten, nun einen schroffen Kontrast zwischen Hausmütterchen und emanzipertem Schöngeist aufzubauen. Auch Frau Zeerleder bekennt sich dazu, Soirées mit literarischen Diskussionen zu besuchen, etwa bei Frau von Berlepsch, und selber solche zu veranstalten[49]. Sie las mit Interesse zeitgenössische Literatur und habe – so ihre Tochter – fliessend aus englischen Büchern übersetzen können. Bemerkenswert ist es, dass sie auf Bürklis Hinweis das Buch der Mary

Wollstonecraft *Vindication of the Rights of Women* (erschienen 1792) studierte, «die Verteidigung der Rechte der Frauen», jenes Werk, das bis heute als Markstein in der Emanzipationsbewegung gilt. Bezeichnend auch, dass sie die Grundthese, die Gleichheit beider Geschlechter, aufgrund ihrer Erfahrungen bei der Erziehung ablehnt. Und in der Pflichterfüllung als Frau und Mutter erkennt Charlotte Zeerleder weiterhin die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, «malgré le respect dû aux recherches et aux observations de Miss Wollstonecraft». Viel später erst wird aktenkundig, wie begeistert dagegen Emilie von Berlepsch die Thesen der Mary Wollstonecraft aufgenommen und verteidigt hat[50]. Obwohl die Deutsche in mancher Hinsicht das Gegenteil der Bernerin darstellt, sucht diese ihr gerecht zu werden. Sie anerkennt, «Mme de Berlepsch contribue toujours à l'agrément de notre petitte societé. N'est-elle pas bien aimable de venir le dimanche causer chés ma mere et lui lire quelques petits ouvrages manuscrit de sa façon.» Diese Schöpfungen seien zwar nicht von höchster Klasse, aber fein empfunden und in angenehmer Sprache abgefasst. Weil Frau von Berlepsch dem Spiel fernbleibe, habe sie, trotz einer Einladung, der «coterie» der Madame Fischer nicht beitreten können – dies ein Seitenblick auf allerhand Damenkränzchen in Bern[51]. Wenn Charlotte so die Vorzüge des «Bel esprit» würdigt, so hält sie sich in einem andern Brief darüber auf, wie die Schöngeister einander schlecht machten (dénigrer) mit einer Verbissenheit, die nur als Neid zu erklären sei. Dieser Vorwurf zielt auf Frau von Berlepsch, stärker noch auf den dänischen Schriftsteller Jens Baggesen (1764–1826), der 1790 ihre Nichte Sophie geheiratet hatte und sich zu der Zeit bei der Sippe Haller, zuweilen bei den Zeerleder aufhielt[52].

Im April 1794 begab sich Emilie von Berlepsch – wie schon erwähnt – nach Zürich. Charlotte schreibt ihrem Sohn: «Mmes de Staal, de Soretes [?] et de Berlepsch tout a Zuric, les beaux esprits de cette ville ont de la peine a suffire a tant de bonheur. Cependant ne confondés pas la derniere des dames savantes avec les deux autres»[53], gleich nach ihrer Moquerie bestätigt sie ihre Wertschätzung für die Deutsche. Parallelen zwischen ihrem Auftreten und jenem der Genfer Schriftstellerin waren freilich nicht zu übersehen. Daher nennt sie Albertine in der Rückschau «une espèce de Staël Allemande». Später vernehmen wir von Frau von Berlepsch selber, «dass man mich so oft (wie neulich Tieck und Gentz gethan) der Frau von Staël entgegensetzt». Anlass zu dieser Bemerkung war ihre Begegnung mit dem emigrierten Grafen von Narbonne, dem Vater eines Sohns der Madame de Staël. Mit dem Ausdruck «entgegensetzt» will sie sich zwar vergleichen, aber, wie es der Kontext enthüllt, ihres moralischen Adels wegen, höher einstufen lassen[54]. Trotzdem – der Aufstieg zu europäischem Ruhm und Skandal blieb ihr versagt; sie hat Germaine de Staël nie eingeholt.

Im Mai 1794 schreibt Frau Zeerleder ihrem Sohn, sie werde in Zürich Frau von Berlepsch treffen und mit ihr zusammen in die Innerschweiz reisen. Der Reiseplan wurde offenbar abgeändert, denn im August begab sich Frau Zeerleder mit den jüngern Kindern nach Luzern, an den Vierwaldstättersee (Tellskapelle bei Küssnacht, ohne Tellsplatte und «Grütli»), genoss die Aussicht vom «Signal d'Albis» und weilte vier Wochen in Zürich. Frau von Berlepsch war vermutlich wegen der umgekehrten Route nicht mit von der Partie und brach sicher später als die Familie Zeerleder von Zürich auf[55].

Am 26. September 1794 kam sie in Bern an und wurde diesmal als Gast im Bellevue einlogiert: «Nous sommes prés de la cheminée dans le cabinet nord et la soirée se passe de ma part a écouter mon aimable hotesse.» Einen Monat später ist sie immer noch im Bellevue, das Urteil der Gastgeberin wird vorsichtig zurückhaltend. Ende November hält sie ihr eine reine Seele und tadellose Sitten zugute, deutet aber starre Rechthaberei an: «Elle ne reçoit aucune idée, ne se soumet a aucune forme qui n'est pas en elle, doute de tout, et perd pas son inflexibilité.»[56] Ein anmassender, wenn auch anziehender Gast. Vermutlich verschweigt die Gastgeberin ihren Söhnen, wie krank Emilie von Berlepsch in jenem Herbst war. Psychische Störungen äusserten sich in physischem Leiden – ein fatales und typisches Symptom – und machten sie sorgfältiger Pflege bedürftig. Dies schliesse ich aus verstreuten Beobachtungen. Da ist einmal ihr fast unleserlicher, hysterischer Brief an Füssli vom 22. Oktober, der von Verfolgungswahn gegenüber ihrer deutschen Kammerfrau, Mademoiselle Hackmeister, entstellt ist. Im Februar 1795 berichtet Frau Zeerleder über einen Anfall von Gallenfieber und deutet Überdosis an starken Medikamenten an[57]. Ob Frau von Berlepsch damals noch bei den Zeerleder untergebracht war, muss offen bleiben[58]. Albertine glaubt sich an sechs Wochen Einquartierung zu erinnern. Aus der Perspektive der damals fünfjährigen Jüngsten bleibt haften, dass die Fremde im Schlafzimmer der Mutter untergebracht und dieses fortan den Kindern als Zufluchtsort gesperrt war; auch habe die Pflege die Mutter übermässig beansprucht. Dennoch verteidigt Albertine aus der Sicht ihres mittlern Alters ihre Mutter: «Elle a sans doute pensé qu'il nous serait utile d'apprendre à nous gêner – chose rare dans notre maison, rare je pense car maman était peut être *trop* dépourvue d'égoisme; elle n'exigeait rien de ses enfants et faisait tout pour eux.» Die Aufnahme der Kranken erklärt sich die Tochter im nachhinein mit dem Bibelwort: «Prends soin de l'étranger qui est dans les portes.» Den Kindern blieb die Abneigung gegen den Fremdkörper im eigenen Heim in Erinnerung. Sogar aus der folgenden, ins Idyllische abgedämpften Schilderung durch die Mutter spürt man, wie sehr das Leben im Bellevue von der anspruchsvollen Patientin diktiert war. Charlotte schreibt ihrer Pflegetochter nach Zürich vom Tageslauf: «L'apres midy nous lisons des morceaux de journaux que Mme de Berlepsch qui alors fait la méridienne nous a choisis, nous allons prendre le thé dans sa chambre, et si nous restons seul elle nous lit d'un manuscript.»[59]

Aus dem gleichen Brief wird deutlich, dass sich Vater Bürkli zu den Kritikern am Charakter der deutschen Schriftstellerin geschlagen hat. Charlotte Zeerleder verteidigt sie und sich gegen sein hartes Urteil und beruft sich auch auf Henri Meister, «comme moi trop prévenue pour elle, se livre sans défiance au charmes qu'elle a pour lui». Die exzentrische, aufdringliche Persönlichkeit des deutschen Gastes musste scharfe Ablehnung oder teilnehmende Freundschaft provozieren. Für Charlotte Zeerleders positives Vorurteil wird sich Emilie von Berlepsch später mit dem Bekenntnis bedanken, sie habe in Bern die schönste Zeit ihres Lebens verbracht. Ob es eine Wende zum Bessern war, ein Wendepunkt in der Kometenbahn? Unmittelbare Quellen fehlen; auch über die Fortsetzung ihres Aufenthalts in Bern sind wir auf zufällige Angaben aus ihrem Freundeskreis angewiesen, auf die wir zurückgreifen werden.

Die beiden Söhne Zeerleder bekommen nämlich keine Briefe mehr: Karl, der 15jährige, ist nach vier Monaten Welschland heimgekehrt und besucht im Winter die Kurse des Politischen Instituts, eine Pflanzstätte für Patriziersöhne. Der Aufenthalt des nun 23jährigen Ludwig im Ausland dauerte vom Juli 1793 bis zum Frühjahr 1795. Er sträubte sich gegen den sanften Druck der Mutter, dem Vater im Beruf und in den politischen Ansichten zu folgen. Geplant war, dass er sich im Bankgeschäft bei befreundeten Häusern in Frankfurt, Hamburg und London umsehe. Er jedoch betrachtete die Fremde als eine Befreiung aus der Enge und Erstarrung der Vaterstadt und wollte seinen Neigungen zu den schönen Künsten und den Lehren der Revolution nachgeben. Allerdings, mehr Sorgen als Ludwigs progressive Ideen macht ihrem Mutterherzen seine Bindung an die Frau des Bankiers Gontard in Frankfurt am Main. Sie protestiert mehrmals, sie schilt ihren Sohn unbelehrbar: «Suives votre penchant, livres vous aux délices d'*une liaison fantastique* dont je présume que vous faites plus de la moitié des frais; je vous plains et renonce a vous ramener.» Sie konnte nicht verhindern, dass Ludwig auch auf der Rückreise von England in Frankfurt Station machte; doch nachher ergab er sich offenbar in seine Pflicht. Im Hause Zeerleder hört man nichts mehr von Susette Gontard (1768–1802)[60]. Dem Hofmeister ihrer Kinder blieb es vorbehalten, sie wenig später in schwärmerischer Liebe zu verewigen: Friedrich Hölderlin seine Diotima. «Mes fils commencent toujours le roman» – diese Erkenntnis der Frau Zeerleder schliesst ihren Sohn Albrecht ein, der mit 20 Jahren ein mehr als brüderliches Interesse an seiner Ziehschwester Charlotte Bürkli bekundete. So sind, folgsam oder widerspenstig, die Kinder der Witwe Zeerleder herangewachsen. Ihre Hingabe an deren Erziehung ist mehrfach bezeugt. Ein memorabler Ausspruch von ihr setzt pädagogische, soziale und politische Zeichen: «Mes deux seuls emplois d'argent seront l'education de mes enfans et le soulagemens des malheureux. Dans une republique il est pernicieux et blamable de se distinguer par le luxe et l'ostentation.»[61]

Diese Maxime lässt wiederum den Abstand ermessen, der sie von der deutschen Aristokratin, von Emilie von Berlepsch trennt. Indessen haben wir schon mehrmals die geheimnisvolle Zuneigung festgestellt, die Charlotte Zeerleder trotz allem an ihren anspruchsvollen Gast band. Nun soll gezeigt werden, wie Emilie von Berlepsch die Hilfsbereitschaft und Sympathie in ihrer überschwänglichen Art erwiderte, wie sie die Liebe zur Freundin zur Liebe zu deren Vaterstadt und Vaterland erweiterte.

5. Die Liebeserklärung an Bern

«Helas, ce beau Printems me rappelle bien celui que j'ai passé chez Vous, excellente femme, digne et tendre Amie,» schreibt Emilie von Berlepsch drei Jahre später an Charlotte Zeerleder. «Je n'oublierai jamais cet heureux tems dont peut etre je n'aurois

jamais une jouissance semblable, mais qui a été bienfaisant pour la santè de mon corps et de mon Ame. Qu'il est rare de trouver dans ce triste monde les biens dont je jouissait ches Vous. L'amitié, la paix, la douce confiance, le spectacle de toutes les vertus domestiques, une conversation éclairée et la belle, belle nature.» Und nach weitern drei Jahren, 1801: «Je crois en Vous et Vous reviens toujours avec cette confiance qui me donna pres de Vous des heures, des moments d'une felicité que je n'ai presque connu que là.»[62]

Die elegische Rückschau aus einer trüben Gegenwart in eine verklärte Vergangenheit liegt offen da. Gesteigert wird die Verklärung einerseits durch Dankbarkeit für zeitweilige Erholung an Leib und Seele, andererseits durch die Gewissheit der Schreiberin, dass das Paradies mittlerweilen verloren gegangen ist, zerstört durch die französische Fremdherrschaft. Unter dieselbe Perspektive sind die folgenden Ausschnitte und Zusammenfassungen zu stellen; sie stammen aus dem Werk *Einige Bemerkungen zur richtigern Beurtheilung der erzwungnen Schweitzer-Revolution* ..., das Emilie von Berlepsch 1799 in Leipzig drucken liess, getrieben von ihrer Empörung über die französische Invasion. Daraus wurde das Lob der Stadt Bern ganz am Anfang dieser Arbeit schon zitiert: Wie ihr Blick vom heilbringenden Frieden des Bellevue hinausschweift in die urbarisierte und urbanisierte Landschaft bis hin zur Alpenkette... «la belle, belle nature». Die «vertus domestiques», die sie an der Gastgeberin rühmt, findet sie weit verbreitet: «Ich darf sagen, dass ich nirgends so viel schöne, sittsame, ganz auf einen stillen und wirklich trocknen Haushalt (!) eingeschränkte Frauen als in Bern gesehen habe. Die jungen Leute beyder Geschlechter gingen frey und unbefangen, fast ohne Aufsicht, mit einander um, ohne dass Ärgerniss und Familienunheil daraus entstand. Auch war das Gesinde treuer, häuslicher als bey uns, und man sah höchst selten verunglückte Mädchen und vaterlose Kinder; indem der Staat die Ehen möglichst begünstigte.» Gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit nimmt die Autorin die jungen Patrizier entschieden in Schutz, dagegen muss sie einräumen, dass «unerträglicher Hochmuth» und «grosse Gleichgültigkeit gegen Gelehrsamkeit, Kunst und Litteratur» in den regierenden Familien anzutreffen seien; sie erklärt sie mit Mängeln in der Erziehung – schliesslich war «ihr Emporkommen zu gewiss, um sie zu eifrigem Fleiss und feinerer Ausbildung anzutreiben». Doch tut dies ihrer Erinnerung an die Stadt Bern keinen Abbruch: «Die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, welche von der damaligen Regierung ohne Zwang und Geräusch unterhalten ward; die schönen geraden Strassen mit breiten Bogengängen längst derselben, die den Fussgänger vor aller übler Witterung schützen; die Tüchtigkeit und Würde mit Einfalt verbunden in Gebäuden, Landstrassen, Spatziergängen, öffentlichen Anstalten, Kleidungen, Wohnungen und Lebensweise; die reine, gesunde Luft, der hohe Ernst, das etwas melancholisch klösterliche Ansehen, welches die steinernen Arcaden der Stadt geben; alles das stimmte zu meiner Sinnesart, und machte mir den Aufenthalt so heilsam als angenehm.» Frau von Berlepsch mag selber spüren, wie sie ihre Neigung zur Melancholie, ihre gelegentliche Sympathie für das Klösterliche in das Bild der geliebten Stadt projiziert, wie ihre Selbsterfahrung die Erfahrung des Fremden durchdringt.

Sie verteidigt Bern auch gegen allerhand, worüber sich andere fremde Besucher geärgert hätten, «über den steifen bürgerlichen Ton» oder über das Gesetz gegen

«mancherley Modeputz» oder das Verbot, innerhalb der Stadt zu fahren – beide gälten übrigens für Ausländer nicht; schöne Geister vermissten «ästhetische Unterhaltungen», ökonomisch Interessierte ein entwickeltes «Gewerbe- und Handelswesen». Solche Vorwürfe lässt Frau von Berlepsch nicht gelten; diese angeblichen Mängel gehörten zu den Vorzügen, zum Stil von Stadt und Staat Bern. Sie zweifelt, «ob es möglich gewesen wäre, Handel und Gewerbe, Luxus und rauschende Vergnügungen mit der Würde, Festigkeit und Einheit zu verbinden, die der Charakter dieser Regierung und der Gang der Geschäfte erforderten». Überdies hat sie selber erfahren, dass «schon viel von der Austerität alter Sitte nachgelassen worden» sei. Es habe «sehr schöne öffentliche Concerte und Bälle» gegeben, daneben «geschlossene Gesellschaften . . ., wo die Männer sich zum Zeitunglesen, Commerzspiel usw. täglich einfanden»; die regierenden Familien «bildeten eine Menge Kreise, die sich nach Gleichheit des Alters, der Verhältnisse, oder nach eigener Wahl absonderten, wo die Empfohlnen und einmal bekannten Fremden mit einer offnen gutmüthigen Gefälligkeit aufgenommen wurden». Wenn es zum Wesen der Liebe auch gehört, die Mängel der Geliebten zu übersehen und die Vorzüge zu überhöhen, so hat auf diesen Seiten ihres Buchs[63] Emilie von Berlepsch ihre Liebeserklärung an die Stadt Bern festgeschrieben.

Wie die Stadt, so der Kanton, «das Urbild eines glücklichen Bauerstaates und einer ganz auf natürliche Grundsätze ruhenden Verfassung»[64]. Die Vorstellung, dass Kultur sich aus Natur entwickle, ist in ihrer Anschauung der Welt zentral. Zur Kultur gehört der Staat als natürliche Ordnung der Gesellschaft. Im Staat Bern des Ancien régime glaubt Frau von Berlepsch diese naturgemässe Ordnung in nahezu vollkommener Ausprägung verwirklicht: «Sie war nicht das Werk der klügelnden Vernunft, diese bewundernswürdige Staatsverfassung, nicht das Werk der schlauen Politik und theoretischen Weisheit, sondern der Natur selbst und ihrer folgsamen Kinder, der Zeit, der Umstände und eines von Vater auf Sohn fortgepflanzt treuen, festen und vaterländischen Sinnes.»[65] Die Natur ist die umfassende Kraft, welche Volk und Staat schafft, trägt und erhält. Sie erscheint ihr erhaben in der physischen Grösse der Alpenwelt, sanft im natürlichen Lebenskreis der Bewohner, als legitime Nutzung zu deren Wohlergehen und Wohlstand. Gleichsam als Dimension der Natur wirkt der über die Generationen fortgepflanzte – dieser Ausdruck ist bemerkenswert – treue vaterländische Sinn, der über den Staat Bern ausgreifend das Nationalbewusstsein zum Fundament der Eidgenossenschaft gemacht habe. Hier wird Geschichte Gegenwart. Frau von Berlepsch meint, es sei kaum ein Bauer zu finden, der nicht die Geschichte des Vaterlandes aufs genaueste kennte; ja sie versteigt sich zur Behauptung, man treffe «in den Einsamkeiten der Alpen Menschen an, die beym Hüten ihres Viehs in einem Geschichtsschreiber lasen». Alle Eidgenossen erinnerten sich deshalb «an die Stifter ihres Bundes, an jede edle That, womit ihre Freyheit erfochten und erhalten ward». Um so heftiger protestiert sie dagegen, dass «die unselige Sucht, durch neue, vorurtheilsfreye Meinungen als Selbstdenker zu glänzen», neuerdings «jene dem Volke so heilige, durch so viele Capellen, Abbildungen und Traditionen beglaubigte Geschichte Tells» völlig ableugne. Sie fürchtet, Zweifel an der Existenz Tells gefährdeten «die heiligste Kraft der Menschheit in ihren Wurzeln: Glaube, Liebe und Phantasie».

Sie zitiert auch drei Strophen aus ihrem Loblied auf Tell und die Freiheit («Tells Capelle am Vierwaldstädter-See»). Die darin vorgedeutete Wende von literarischer Empfindsamkeit zu politischem Interesse ist nun, im spätern Buch, vollzogen. Was Freiheit sei, lehre sie der Anblick des «Schweitzer-Landmanns . . ., seiner durch klare und weise Gesetze gezügelten Triebe; seines durch freye ungehinderte Thätigkeit erworbenen Wohlstands, durch Ordnung gesicherten Ruhe, und durch Ruhe gesicherten Tugend»[66].

Dass Reichtum der Natur allein zum Wohlbefinden eines Volkes nicht ausreiche, sondern dass eine weise Staatsordnung vonnöten sei, hat sie am Beispiel der gesegneten Landstriche der Côte d'Azur schon nach ihrer ersten Reise in die Schweiz bemerkt. Dort eine unfähige Regierung und ein apathisches Volk, hier Zufriedenheit und ein bescheidener Wohlstand. In bezug auf beides erkennt sie freilich innerhalb der Eidgenossenschaft gewisse Unterschiede. Einerseits vermutet sie in einigen katholischen Tälern, vor allem in den Gemeinen Herrschaften, weniger Fleiss und damit mehr Armut; jedoch von Not könne keine Rede sein. Die Menschen dort seien «gesund, ruhig und vernünftig . . ., nirgends roh, grob, ausgelassen». Andererseits sei in den reichsten Gegenden der Schweiz, am Genfer- und am Zürchersee, die Zufriedenheit abhanden gekommen. «In den Jahren 85 und 86 sah' ich diese Seebauern [im Kanton Zürich] noch ruhig und froh in ihrem äusserst blühenden Gewerb und Hausstand, in ihren viel zu stadtlichen Dörfern, die schönsten, die es wohl in der Welt giebt.» Zehn Jahre später habe sie aus der Nähe beobachtet, wie wohlhabende Dorfschaften mit der städtischen Obrigkeit in Streit geraten seien. Sie sieht sich ausserstande, im Stäfnerhandel Recht und Unrecht zuzumessen. Allerdings hat sich Usteris «eifrige Demokratin» offenbar gewandelt und lässt mehr Tadel auf die Bauern fallen. Sie seien bereit gewesen, den Herrschaftskontrakt einseitig zu brechen, Eigentumsrechte der Stadt zu missachten und sogar Gewalt einzusetzen, alles ohne Not, bloss um fremder revolutionärer Ideen willen. Auf der andern Seite müsste eine Regierung zeitig dafür sorgen, dass dem «Fortschritt der Begriffe und Bedürfnisse» durch freiwillige Reformen Genüge getan werde. An sich erscheine der Gegenstand des Streits, der «Handel mit etwas Baumwollfabrikaten», geringfügig, aber symptomatisch. «Wenn der übertriebene Handlungsgeist, sowohl der Zürcher Obern, als der Unterthanen, es verschuldet hat, dass von beyden Seiten gefehlt ward; so ist's ein neuer Beweis, wie weise die Regierung von Bern handelte, dass sie das Emporkommen der Landstädte und des Handels nur mässig unterstützte, und im Gleichgewicht mit den Produkten und Bedürfnissen des Landes erhielt.» Auch im binnenschweizerischen Vergleich steht Bern in ihrer Gunst voran. Sie misstraut modernen Entwicklungen von Industrie und Handel und hält es mit der naturgemässen Ordnung im «Bauerstaat». So fährt sie fort, Berns ausgleichende Politik um ihrer Erfolge willen zu loben: «Und doch war eine so erstaunliche Volksmenge und ein so grosser Wohlstand im Canton Bern; aber freylich ländlicher, bescheidner Wohlstand! So sah ich im Emmethal, in der Gegend zwischen Bern und Thun, im Aargau, alles was man nur von einem glücklichen Zustand und vernünftiger Lebensweise der Bauern wünschen – ich möchte sagen dichten könnte.»[67]

Diese Formulierung verrät, wie mir scheint, ihren Hang zu poetischer Überhöhung, hier lässt sich erkennen, dass sie doch die Schranken, die sich ihr als einer Fremden entgegenstellten, nicht abbauen konnte; so war sie in jene Zuschauerrolle verwiesen, die ein Betrachter der Landschafts- und Genrebilder eines Aberli, Lory oder Freudenberger heute noch nachvollziehen kann. Ihre Distanz lässt sich ablesen etwa an der befremdlichen Beobachtung, die sie zur Regel erhebt, dass sich sämtliche Gebirgsvölker des Fluchens enthielten, dass ihnen ganz allgemein «die zerstörenden Leidenschaften fremd» seien[68]. Ausdrücke wie «der Zauber des bergumschlossenen Elysiums» machen uns misstrauisch, wir glauben, ein literarisches Klischee mit Haller (dem Vater ihrer Gastgeberin!), mit Gessner oder Rousseau als Vorbildern vorgesetzt zu bekommen statt eigenständiger Beobachtung. Was ihr hierin abgeht, ersetzt sie durch Begeisterung: «Nie vergess ich dich, Oberhasli, mit der Riesenumzäunung deiner majestätischen Felsen, über deren ungeheuern Häuptern die Schneekronen der Gletscher glänzen; mit deinen von allen Seiten herabstürzenden und rauschenden Wasserfällen, ... mit deinem weit ausgebreiteten Teppich vom sanftesten Grün, den unzählige Hütten besetzen, und die hier ruhig gewordne Aar freundlich durchschlängelt, mit deinen griechischgebildeten (!), tannenschlanken, guten, zufriedenen Menschen ... Auch dich vergess ich nicht, fürchterlich schönes Grindelwald, vergesse nie die Grausen erregende Gestalt deines Schreckhorns und die wundervolle Wirkung des Mondlichts auf deine chaotischen Formen.»[69]

Von einer Reise ins Berner Oberland haben wir als das einzige Zeugnis, das nicht erst aus beträchtlicher zeitlicher Distanz verfasst ist, einen Brief, den sie von Bern aus an Füssli richtet. «Eben kommen wir von einem Ausflug nach Interlaken, nach dem Grindelwald und Oberhasli zurück, wohin Stapfer uns begleitete. Wir haben sehr viel Freude auf dieser Reise gehabt, das Wetter war uns sehr günstig, alles gelang uns, und nur bey unserer Zurückkunft von Thun war der Himmel umhüllt. Mein Sohn hat wirklich mit ganzer Seele die feierlichen Schönheiten der Natur, die ihm ganz neu waren, genossen.»[70] Die philosophische Vertiefung fehlt; es interessieren die Begleiter. Ihr Sohn, wenig über zwanzig, war schon in Zürich bei ihr aufgetaucht, Philipp Albert Stapfer (1766–1840), noch nicht dreissig, Professor an der Hohen Schule und am Politischen Institut, war mit ihr bekannt seit seinem Studium in Göttingen. Mit Stapfer und seinen Bekannten erweitert sich der Kreis ihrer Berner Gastfreunde über den Zirkel von Frau Zeerleder hinaus.

6. Die Freundschaft mit Philipp Albert Stapfer

VDM Philipp Albert Stapfer war im Herbst 1789 an der Universität Göttingen als Stipendiat der Berner Regierung immatrikuliert worden. Zunächst war er nach eigenem Zeugnis «terriblement hypochondre», bis er in der neuen Umgebung Fuss gefasst

hatte. «Je n'ai point fait de connoissances qui me paroisse agréable ou avantageux de cultiver, excepté d'un certain Mr de Florencourt, un fort aimable homme qui m'a mené l'autre jour chez la Baronne de Berlepsch. Elle m'a parfaitement bien reçu et invité à venir la voir à Berlepsch. J'ai été surpris d'entendre une Allemande parler si bien le françois comme elle le parle. Elle est encore très jolie pour une femme de 35 ans et fort enjouée dans la conversation.» Der Student aus Bern darf sich ein Urteil über Französischkenntnisse erlauben, denn seine Mutter, an die dieser Brief gerichtet ist, war eine geborene Burnand aus Moudon. Sein Vater, Daniel, war Pfarrer am Münster, drei Onkel waren Pfarrer, einer davon Professor – die höchsten Ämter, die Bürgern aus einer Landstadt (die Stapfer stammten wie Kollege Münsterpfarrer Rengger aus Brugg) erreichbar waren. So sollten auch die beiden Söhne Pfarrer werden, und, wenn's hoch kam, Theologieprofessoren. Philipp Albert, der ältere, 1766 geboren, hatte mit Schwung und Auszeichnung die Schulen in Bern durchlaufen und als 23jähriger das theologische Staatsexamen bestanden. Nun folgten zwei Semester Göttingen, an die sich eine Bildungsreise durch die Niederlande nach England und zurück durch Frankreich anschliessen sollte[71].

In der Rückblende erblicken wir hier Frau von Berlepsch in der ihr vertrauten Rolle als Studentenbetreuerin und Gastgeberin von Akademikern[72]. Das Gespräch, so fährt Stapfers Brief fort, sei auch auf Zimmermann gekommen «qui se fait mépriser et détester à Hanovre par son orgueil et sa vanité. Notez qu'elle [Emilie von Berlepsch] est son amie et lui son médecin.» Sie ging daran, die beiden Berner in der Fremde zusammenzuführen; sie rühmte ihrem Arzt den VDM Stapfer. Der Name liess Zimmermann Erkundigungen bei der Universität einholen; er war entzückt, von Prof. Meiners bestätigt zu bekommen: «Er ist allerdings der Sohn Ihres ältesten und besten Freundes in Bern, und dabey ein junger Mann, der auch ohne diese Empfehlung ihrer Gewogenheit und Freundschaft würdig wäre.» Nun drängte Zimmermann darauf, Stapfer nach Hannover einzuladen, um die alte Freundschaft in der neuen Generation aufleben zu lassen, seien doch sein Vater und er Altersgenossen und von jeher treueste Freunde – nur schrieben sie einander nie. Weniger begeistert als der alte fand sich der junge Mann im April 1790 in Hannover ein. Kühl berichtet er seiner Mutter über die Woche bei Zimmermann: Die zweite Ehe mit einer jungen Frau habe den alten Hypochonder umgänglicher gemacht, «adouci son humeur (mais non pas sa plume)». Hingerissen von seinem Gast schreibt Zimmermann nun tatsächlich an dessen Vater, nennt den Sohn einen weisen Christen und Gottesgelehrten[73]. Daher versuchte er auch, den jungen Pfarrer in seinen Kampf gegen die Berliner Aufklärer einzuspannen; Stapfer aber hatte an der Universität Göttingen viel progressives Gedankengut, auch Kants Philosophie aufgenommen und musste sich fragen, wie er die Kluft der Weltanschauungen, die ihn von dem aufdringlichen väterlichen Ratgeber trennte, überspielen sollte. In der Anglophilie zum mindesten konnten sie sich finden: Der königliche Leibarzt gab ihm Empfehlungsschreiben an seine Freunde mit, der junge Mann war begierig, nach England zu reisen, «ich habe Deutsche genug gesehen»[74].

Der in London niedergelassene Bruder seiner Mutter, Paul Burnand, war Stützpunkt für seinen Aufenthalt in England, der vom November 1790 bis zum Juni 1791

dauerte. «Ich habe in England gefunden, was ich erwartete, und mehr», schreibt er an Zimmermann. «Ich finde, dass die Engländer, im Gantzen genommen mehr Menschen sind als die übrigen cultivierten Nationen; und diess ist auch der Hauptzug, wie mich dünkt, in ihrem Charakter. Weder Gesetze und Verfassung noch Religion, weder Erziehung noch Herkommen haben da irgend eine Fessel dem menschlichen Geiste angelegt. Er *kann* alles werden, was er zu werden *fähig* ist. Er kann sich frey entwickeln. ... Jeder urtheilt *für sich selbst.*»[75] Modellhaft stossen wir hier auf zwei verschiedene Begründungen der Anglophilie, wie sie seit der Französischen Revolution auf dem Kontinent gängig waren und sich später auch Frau von Berlepsch anbieten werden: Gesinnungsgenossen von Zimmermann schätzten England hoch als konservatives Bollwerk, andere mit Stapfers Worten als erprobten Hort einer «vernünftigen Freyheit». Das Leben in England beobachtete er mit unermüdlicher Neugier, vor allem die Verhandlungen des Parlaments mit Pitt als Premier, Burke und Fox als Antagonisten [76]. In Paris, auf der Rückreise, besuchte er ebenso eifrig die Sitzungen der Assemblée nationale und des Jakobinerklubs; er war zugegen, als die Nachricht von der Flucht Ludwigs XVI. eintraf und ihr Misslingen in Varennes bekannt und heftig diskutiert wurde (20.–25. Juni 1791)[77].

Dieses Interesse hätte für Stapfer fatale Folgen haben können. Der Kuratel in Bern lag der Bericht eines Spitzels der Gnädigen Herren aus Paris vor: «Il y a icy un jeune Stapfer qui est un affilié des Jacobins et qui tient les propos les plus incendiaires contre le Gouvernement de Berne.» Er vermochte sich zwar zu rechtfertigen, und seine Wahl zum Lehrer für Deutsch und klassische Sprachen an das Politische Institut erfolgte reibungslos. Weil er dazu einen Teil der Lehrverpflichtung seines Onkels Johannes als Professor der Theologie an der Hohen Schule übernahm, musste ihm an einer völligen Reinigung von Verdacht beim Geheimen Rat sehr gelegen sein. Unaufgefordert stellte Zimmermann seinen Vertrauten, Kirchberger (von Gottstatt) und Schultheiss von Steiger, ein Zeugnis über Stapfers staatstreue Gesinnung zu. In seinem Dankbrief an Zimmermann versäumte Stapfer allerdings nicht, den Gegensatz zwischen der «offenen Aristokratie» in England und «geschlossenen Kasten» hervorzuheben, die anonym gehaltenen Denunziationen Beachtung schenkten[78]. Zimmermanns Erkrankung, die drei Jahre später zu seinem Tod führte, erspart uns die Überlegung, welchen Ausgang die von Frau von Berlepsch unter zwei so ungleichen Ausland-Bruggern vermittelte Freundschaft hätte nehmen können.

In seiner Inauguralrede am Politischen Institut vom 13. November 1792 preist Stapfer die «gütigen Regenten» dafür, dass sie diese Erziehungsanstalt für künftige Regierende und Zivilbediente nach vier Jahren Probezeit nun definitiv eingerichtet hätten. Karl Viktor von Bonstetten hatte diese Schule, parallel zum Gymnasium, vorgeschlagen, um die oft beklagte Lücke zwischen der Kindheit und der Ämterlaufbahn der Patriziersöhne nutzbringend auszufüllen. Entgegen dem Vorschlag wurde freilich diese Ausbildung von den Gnädigen Herren nicht für obligatorisch erklärt. Ob die Stifter böse Ahnungen bekamen, wenn Stapfer in seiner Rede von der «Pflanzschule» als «Bürge der aufgeklärten Denkungsart» sprach, wissen wir nicht. Jedenfalls war der Direktor und Mitbegründer des Instituts, Prof. Samuel Ith (1747–1813), Stapfers Leh-

rer gewesen und nun sein Freund, beide Theologen, beide philosophisch interessiert und politisch reformfreundlich[79].

Dass Emilie von Berlepsch kurz nach ihrer Ankunft in Bern im Herbst 1793 Stapfer als Begleiter für ihre Reise ins Oberland anheuert, wird nach dieser Vorgeschichte nicht verwundern. Im Frühjahr 1794 wartet sie die Begleitung Iths und, wie sie hofft, auch Stapfers ab, um nach Zürich zu reisen. Ihre Freundschaft mit Stapfer und Ith wird auch in jenem schon zitierten Brief der Charlotte Zeerleder bezeugt, wo diese ein erstes Porträt des Gasts zeichnet. Sie erwähnt darin unter den Männern, die am Gesprächstalent der Deutschen Gefallen fänden, «Mrs Ith et Stapfer, tout sa société intime; on s'amuse d'etre coquette et d'avoir étée galante, mais rentré elle n'a pas envie d'ètre ni l'un ni l'autre avec ces hommes la». Auch Frau Zeerleder nahm – wie wir wissen – an Soireen teil, zu deren Mittelpunkt sich Frau von Berlepsch zu machen verstand[80]. Beziehungen zwischen den Familien Zeerleder und Stapfer lassen sich auch sonst nachweisen. So hatte VDM Stapfer auf der Englandreise Kreditbriefe des Bankhauses benutzt und war seinerseits bereit, Ludwig Zeerleder mit Empfehlungsschreiben für Deutschland auszuhelfen. Bei dieser Gelegenheit nennt ihn Frau Zeerleder «un homme instruit et serviable dont l'etat l'attache a la ville toute l'année»[81]. Mit der Mutter Stapfer und der Schwester Louise pflegte sie auch nach dem Umsturz von 1798 Umgang[82].

Von Fremden finden wir weitere Zeugnisse, die den Bekanntenkreis um Stapfer umschreiben. So erinnert sich Pfarrer Abraham Trembley aus Rolle an Stapfer und Frau von Berlepsch, «je crains bien de ne retrouver nulle part des soirées qui vaillent pour moi celles que j'avois le bonheur de passer avec vous et elle»[83]. Zwei Emigranten aus Paris weilten zu jener Zeit in Bern und wurden mit Emilie von Berlepsch und Stapfer bekannt, beide Vorkämpfer der konstitutionellen Monarchie und ebenso streitbare Gegner der Französischen Republik, Mallet-du Pan und Mounier. Jacques Mallet-du Pan (1749–1800), gebürtig aus Genf, Publizist in Paris, war 1792 geflohen und führte nun als Journalist und Diplomat den Kampf gegen die Jakobiner, später gegen das Direktorium. Auf dessen Druck hin wird ihn die bernische Regierung im Juni 1797 ausweisen; von London aus wird er 1798 die Besetzung der Eidgenossenschaft durch Frankreich vor dem europäischen Forum anprangern in einem Buch, das Emilie von Berlepsch die Unterlage für ihren Protest abgeben wird. Wie Mallet strebte auch Jean-Joseph Mounier (1758–1806) nicht eine Restauration der absoluten, sondern eine Konsolidierung Frankreichs unter einer konstitutionellen Monarchie an. Er war im September 1789 zum Präsidenten der Constituante gewählt worden; doch als es ihm nicht gelang, seinen auf das englische Vorbild ausgerichteten Verfassungsentwurf durchzusetzen, demissionierte er und ging ins Exil, in die Schweiz und im Oktober 1795 nach Weimar, wo er ein Pensionat eröffnete. Er blieb mit Stapfer in Briefkontakt. Schon im Frühjahr 1794 hatte ihn Frau von Berlepsch dem Verleger Füssli empfohlen[84]. Offenbar richteten sich Stapfers Bekanntschaften nicht auf eine definierte politische Linie aus, obgleich sich unter den aufgeführten Namen keine sturen Verteidiger des Ancien régime ausmachen lassen.

Zu diesen gehörte sicher auch nicht der Patrizier aus altem Adel Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832). Ihm sind wir als Mitbegründer des Politischen Instituts

begegnet. Bis 1793 war er Landvogt in Nyon, seither hielt er sich im Sommer meist auf seinem Landgut Valeyres bei Orbe auf, im Winter auf der Alpenegg in Bern. Dies markierte zugleich seinen innern Abstand von den Massgebenden. Vom Winter 1793/94 war er befriedigt: «Die Gesellschaft war diesen Winter sehr gut in Bern. Ich sehe täglich die Frau von Berlepsch, die vielleicht hier bliebe, wenn wir nicht so theuer Brod hätten. Kennen Sie sie? Es ist wahrlich ein saueres Leben, mit nicht gemeiner Seele geboren zu sein.» Und im Oktober 1794: «In vier oder sechs Wochen wieder nach Bern, wo ich ziemlich melancholisch bin. Frau von Berlepsch bleibt den Winter da. Dies ist mir ein grosser Trost.»[85] Der Kontakt mit von Bonstetten brachte für Emilie von Berlepsch und Stapfer ein weites Netz interessanter Beziehungen ein, um so mehr, als er auch mit Madame de Staël und dem Kreis von Coppet vertraut war. Die Freundschaft zwischen den beiden Männern, «frères d'armes dans l'opposition» und von vergleichbarer geistiger Potenz, wurde bis zum Tode des ältern im Jahre 1832 in einem regen Briefwechsel gepflegt[86].

Noch eine Schriftstellerin ist in diesen Kreis einzubeziehen, die Waadtländerin Louise (de Pont-) Wullyamoz (1751–1814), eine geborene Burnand, die Stapfer als «cher cousin» anredet[87]. Ihr wichtigstes Anliegen ist es, den Vetter und seine Freunde für ihren «Zorobabel», eine «fiction allégorique», die sie anonym veröffentlichen will, zu begeistern; sie möchten ihr zum Erfolg verhelfen. Daher wäre sie bereit, die Druckfahnen Stapfer und Mounier, auch Bonstetten zur Korrektur zu unterbreiten. Ins Vertrauen zu ziehen seien auch Mallet und Frau von Berlepsch, «la Muse de Hanovre». Diese müsste ein Autorenexemplar bekommen «comme un honneur rendu à son génie». Madame Wullyamoz möchte deren Werke durch die Redaktorin des *Journal de Lausanne* rezensieren lassen, «elle m'interesse véritablement; une femme célèbre dans le genre offre à la curiosité un attrait de plus que les hommes». Auch der Vetter Stapfer bekommt Schmeichelhaftes zu hören: Herr von Erlach habe nach einer Begegnung mit ihm bei Madame Mounier geäussert, Stapfer rechtfertige seine «réputation précoce». Und während alle Briefe aus Bern voll Aufregung über die Promotion – die Burgerbesatzung von Ostern 1795 – seien, «je crois la Herr-gasse moins bouleversée que le reste de la ville, et la société dont vous faites le charme un peu moins occupée de toutes ces tourmentantes espérances». Begreiflich – denn die Nichtburger aus dem Theologenquartier hatten keine Ratsstellen zu gewinnen.

«Comme je vous félicite de sortir de *ce goufre*», schreibt sie ihm, «par le voyage d'Italie – Voila de quoi vous dèbarbouiller de l'ennui de Berne»[88]. Dass sich Stapfer als Lehrer und Verteidiger der antiken Philologie nach Italien sehnte, versteht sich. Die Planung der Reise könnte ebenfalls auf «ennui» zurückgeführt werden. Schon nach seiner Rückkehr aus England schreibt er an Zimmermann: «Der Verlust der *allerliberalsten* Gesellschaft in London und die Versetzung in den bernerischen Nebel und Eigendünkel . . . musste eine Leerheit in meiner Seele erzeugen.» Dazu klagt er, schon in Göttingen, über andauernde Zahnschmerzen, Kopfweh, ein Augenleiden und Depressionen, in Bern über Überbelastung. Die Arbeitsbedingungen, unter denen damals ein akademischer Lehrer wirkte, hat Stapfer aus der Distanz von 40 Jahren mit Tiefenschärfe kritisert. Das Salär habe er ganz für den Kauf von Büchern aufgebraucht,

«pour me tenir au courant des progrès de ma science», weil die Stadtbibliothek nicht einmal über die nötigsten Bücher verfügt habe. Schlimmer aber war, dass die patrizische Regierung geneigt gewesen sei, «à considérer les salariés de l'Etat comme les obligés personnels des dépositaires du pouvoir ... A moi ils ne cessent de reprocher la grâce qu'ils m'avaient faite, de m'appeler à l'unanimité à *une chaire académique*, envisagée comme une glèbe à laquelle leur serf était attaché.»[89] Das ist der Schollenzwang, der die akademischen Lehrer zu Wohlverhalten verpflichtet! Wie es an der Hohen Schule um die Möglichkeit stand, sich zu Studienzwecken beurlauben zu lassen, weiss ich nicht. Es muss sie aber gegeben haben, denn es gibt weitere Belege für Stapfers Vorbereitungen zur «Italienischen Reise».

Er beschafft sich Empfehlungen von Männern, die sich in Italien auskennen, von Prof. Heeren aus Göttingen und Andrew Douglas, einem schottischen Arzt. Jenes richtet sich an den Kardinal Stefano Borgia in Rom, dieses, datiert vom 12. September 1795, an Lady Hamilton, Gemahlin des britischen Gesandten in Neapel, und kündigt auch die Begleitung an: «He travels in company with Madame la Baronne Berleps of Hanovre, who is esteemed by all who know her a respectable character, a woman of wit and talents.» Dass Emilie von Berlepsch, die wie Stapfer noch nie in Italien gewesen war, mit ihm ins «Land, wo die Zitronen blühen», zu ziehen plante, ist ebenfalls durch Frau Zeerleder bezeugt. Sie schreibt am 9. September 1795 recht unwillig, Stapfer habe sie um eine Empfehlung an ihren Bruder, Emmanuel von Haller in Mendrisio, gebeten, «Mme de Berlepsch fera avec Mr Stap [sic] – un voyage que je crains désavantageux pour le dernier»[90]. Frau Zeerleder wird sich die Reaktionen der Obrigkeit und der «Société» vorgestellt haben, wenn der noch nicht 30jährige Professor mit der extravaganten deutschen Adligen, die elf Jahre älter war als er, auf Studienurlaub nach Italien gereist wäre. Freilich, im Juli 1795 hatte das Konsistorium in Hannover die Scheidung ausgesprochen[91], und die Freifrau war nun freier, sich nach einem ihr geistig zusagenden Partner umzusehen. Jedoch reiste sie nicht mit – das muss sich in jenen Septembertagen entschieden haben; denn dem Brief von Douglas an Lady Hamilton folgt ein Post scriptum: «Mr. Stapfer speaks very good English», und ein zweites: «I am sorry to say that Mme de B has been prevented making the voyage; therefore Mons St is obliged to prosecute it alone.» Weil die beiden Hauptakteure stumm bleiben, wissen wir nicht, weshalb der Plan einer gemeinsamen Reise und wenig später Stapfers Italienreise überhaupt aufgegeben wurde. Den Schlussstrich zieht für uns ein undatierter Brief von Cousine Louise Wullyamoz: «Quel voyage a faire, pour vous, et encore avec une telle société! J'ai eu du chagrin de le savoir rompu.» Nachrichten von Volksaufläufen wegen Hungersnot und Gerüchte, die Franzosen würden nach der Besetzung der Niederlande in die Lombardei einfallen – was unter General Bonaparte im April 1796 tatsächlich erfolgen sollte –, verminderten die Verlockung[92]. Private Gründe bleiben unfassbar. So bezeugen nur die unbenutzten Empfehlungsschreiben unter Stapfers Papieren abgeblocktes Fernweh. Seine Ernennung zum Professor der Theologia Didactica (als Nachfolger seines Onkels Johannes) und zum Direktor des Politischen Instituts (als Nachfolger Iths) im folgenden Jahr, 1796, band ihn wieder fest an die heimische Scholle. Dieses Jahr ist leider sonst in meinen Quellen blank.

So kann ich nicht einmal sicher feststellen, ob Emilie von Berlepsch den Winter 1795/96 nochmals in Bern zubrachte. Dagegen scheint zu sprechen, dass Frau Zeerleder am 7. August 1795 ihrem Sohn schreibt: «Le départ prévu de Mme de Berlepsch m'a causé la peine qu'on éprouve en faisant un sacrifice que la raison exige. Je perd une liaison que j'aime, mais a mon age on a l'habitude de céder aux circonstances sans prétendre qu'elles s'arrangeront a notre gre.» An einem 28. November schickt sie ihrer Ziehtochter Charlotte Bürkli als Beilage zu einem Paket einen Hut, ein Taschentuch und ein Stück Wollstoff nach Zürich, Gegenstände, die Fräulein Hackmeister, die Kammerfrau ihres Gastes, vergessen hat, mit der Bitte, alles beim Amtmann Heidegger abzugeben, Reliquien demnach des Aufenthalts der Emilie von Berlepsch im geliebten Bern . . . Aber die Datierung auf 1795 ist unsicher[93]. Gegen den endgültigen Abschied im Herbst 1795 sprechen zwei Hinweise. Im Juli schreibt von Bonstetten: «Die Frau v. Berlepsch kommt diesen Winter wieder.» Sie selber schrieb in ihrem 1799 gedruckten Buch, sie habe drei Winter in Bern verbracht, zusammen mit Mallet du Pan[94]. In diesem Zusammenhang Stapfer zu erwähnen, bestand kein Anlass. Dieses Thema war heikel und kann nicht abschliessend behandelt werden. Was es heisst, wenn sie ihn 16 Jahre später an das, «was ich in frühen Zeiten *your bosom sin*, Unentschlossenheit nannte», erinnert[95], mögen meine Leser interpretieren.

Gewiss ist: Sie hat ihre Kometenbahn fortgesetzt. Im Herbst 1796 ist sie in Weimar bezeugt, nun eine geschiedene Frau.

7. Wirrungen in Deutschland

Dass die Schweizerluft und -kost Frau von Berlepsch gut bekommen war, hören wir von einer Dame am Weimarer Hof: «Sie war lustig, munter und dick und fett», meldet Charlotte von Stein ihrer Freundin, Frau Schiller. Der boshafte Ton zielt nicht nur auf die vollen Formen einer andern Frau, sondern auf den vulgären Geschmack ihres frühern Freundes: «Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht jetzt auch etwas gemeiner aus.» Also ähnlicher der Christiane Vulpius, welche Frau von Stein in der Gunst des Dichters ausgestochen hat. Diese glaubt sogar zu wissen, Frau von Berlepsch sei in Goethe verliebt und möchte ihn heiraten, aber da sein Geschmack nicht für vornehme Damen sei, so spiele er den Grausamen. Mindestens unfreundlich ist in der Tat Goethes Xenion, das sich gegen ihre Schriftstellerei richtet:

«E.v.B.
Alles schreibt, es schreibt der Knabe, der Greis und die Matrone.
Götter, erschafft ein Geschlecht, welchem das schreibende schreibt.»

Ein persönliches Gastgeschenk von ihr hingegen könnte Goethe einmal angenommen haben: Eine Büste von ihr stehe möglicherweise irgendwo in seinem Haus. Dies antwortet er im Alter von nahezu 80 Jahren auf eine Anfrage[96].

Dass in diesem Kapitel auch von Literatur, aber mehr von Liebe die Rede sein wird, mag man auf den menschlichen Hang zum Klatsch zurückführen; doch ist Emilie von Berlepsch daran keineswegs unschuldig. Schon ihr Versuch, auf Schloss Berlepsch einen literarischen «Salon» zu begründen, hatte auch den Zweck, geistig und auch sonst anregende Partner zu finden. Aus jener Zeit, vor ihrem Aufenthalt in der Schweiz, wird eine Liebesbeziehung zu Friedrich Bouterwek (1766–1828) ruchbar, damals Hofmeister, später Romanschriftsteller, seit 1791 Privatdozent, seit 1797 Professor für Philosophie in Göttingen. Nun, nach ihrer Scheidung, konnte sie ihren Impulsen ungehemmter nachgeben. Das Gerücht bringt sie in Verbindung mit Mounier, dessen Frau eben im Weimarer Exil gestorben war und den sie mit gemeinsamen Erinnerungen an Bern trösten mochte. Ferner ist von einem jungen schottischen Pfarrer, James Macdonald, die Rede, der sich auf seiner Deutschland-Tour auch in Weimar aufhielt[97]; auf ihn werden wir zurückkommen.

Diese Wirrungen erreichten einen dramatischen Höhepunkt in ihrer Beziehung zum Schriftsteller-Kollegen Jean Paul Richter (1763–1825), acht Jahre jünger, kleinbürgerlicher Herkunft, den Herder in die Weimarer Gesellschaft gehievt hatte. Jean Paul hatte sich in der literarischen Welt schon einiges Ansehen erworben. Von den Werken der Emilie von Berlepsch habe er noch keine Zeile gelesen, das muss er sich in eben jenem Moment eingestehen, als er glaubt, sich in sie verliebt zu haben. Ihre Liebesbeziehung ist durch einen stürmisch-zärtlichen Briefwechsel vom Winter 1797/98 ausgiebig belegt[98], wobei ich den Verdacht nicht los werde, dass beidseits der literarische Ehrgeiz mitspielte, den Gefühlen die poetisch adäquate Form zu verleihen, sozusagen nach Texten oder für Texte zu lieben. Nur einmal versagt Jean Pauls Schreibkunst: Er hat ihr einen Heiratsantrag gemacht und ihn am nächsten Tag widerrufen. «Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Szenen, die noch keine Feder gemalt», vertraut er einem Freund an. Später erst findet er seinen Humor wieder, wenn er demselben schreibt, er habe aus Leichtsinn «im Pulvermagazin Tabak geraucht»[99]. Emilie von Berlepsch warf verschiedene Angeln aus, bevor sie vor seiner Weigerung kapitulierte. «Sie schlug mir ein schönes reiches höchst moralisches Mädgen in Zürich (Heidegger, Landvogts Tochter), ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug gewesen ... Sie wolte ihr, der Heidegger und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus und ich solte die mitlere heirathen und sie wolte bei uns ewig bleiben.» Besagtes Landhaus für den seltsamen «mariage à trois» könnte am Neckar, am Rhein oder in der Schweiz gekauft werden[100]. Der Traum vom Landsitz in der Schweiz wird wieder auftauchen. Der Adresse c/o Amtmann Heidegger in Zürich sind wir schon begegnet; es ist die letzte uns bekannte vom Schweizer Aufenthalt der Frau von Berlepsch.

Der eben zitierte Brief an den Freund enthält – mit der Randbemerkung: Sile! (Schweig) – noch das Geheimnis: «Sie zeigte mir Briefe von einem Professor St in

Bern, den sie nicht so wohl liebte als heirathen wolte und vor dessen moralisch-edler aber hypochondrischer Seele sie wie ein erhöhter Engel stand.» Einige Wochen früher, da Jean Paul sich vermutlich noch als Rivalen einstufte, warnt er sie bei allem Mitgefühl für den «rechtschaffenen S» vor einer Heirat. Freilich täte Stapfer eine «unzertrenliche Freundin» not. «Aber sie mus geistig-schwächer und körperlich-stärker als er sein und nicht die Heilung bedürfen, die sie geben sol. Eine genialische und eine kränkliche zugleich scheint in der Nähe wie in der Ferne die Schmerzen zugleich zu vermehren und zu theilen.»[101] Bei allen Vorbehalten, die am Platz sind, wenn Liebe oder Eifersucht die Urteilskraft trüben könnten, verdient doch, wie ich glaube, Beachtung, was Jean Paul über die Freundschaft zwischen Emilie von Berlepsch und Stapfer sagt. Eine gewisse Entfremdung scheint nach dem gescheiterten Reiseplan nach Italien und dem Abschied der Frau aus der Schweiz spürbar, obwohl sie – nach den wenigen Spuren zu schliessen – ihre Zuneigung länger bekundete.

Nur ein Brief von ihr aus jener Zeit (vom September 1797) ist erhalten, der aber deutlich macht, dass er nicht der einzige war: «Ich schreibe Ihnen schneller wieder als ichs geglaubt hatte, mein geliebter Freund, . . .» Sie sucht für einen 14jährigen Neffen eine Familie im Welschland, wo er sich weiterbilden könnte. «Und dann bitte ich doch auch, mir eine Abschrift von meiner Abrechnung mit Zeerleders zu schicken, damit ich wisse, wie ich stehe. Grüssen Sie auch die gute liebe Z.» Zwei Bitten geschäftlicher Art also, wobei die zweite vermuten lässt, dass sich Frau von Berlepsch im Bellevue als «paying guest» betrachtet hatte. Übrigens scheint sie sich auch nach der Scheidung in ökonomisch durchaus befriedigenden Umständen bewegt zu haben. In Leipzig, wohin sie Jean Paul nachgezogen war, mietete sie ein Sommerhaus vor den Toren der Stadt. Von dort aus äussert sie am 8. Mai 1798 gegenüber Frau Zeerleder ihre Besorgnis um die Gesundheit von «mon cher ami Stapfer» in Paris; er war dorthin geschickt als Gesandtschaftssekretär der provisorischen bernischen Regierung. Sie bittet auch, den beigelegten Brief an Stapfer mit der richtigen Adresse weiterzuleiten. Aus Jean Pauls Korrespondenz erhellt, dass er damals von Stapfer direkt einen Bericht über die Lage in Paris erhalten hat. Später verlangt Frau Zeerleder die Adresse der Frau von Berlepsch bei Stapfer in Luzern[102]. Über dieses nach den Kriegsereignissen neu geknüpfte Kommunikationsnetz wird Frau von Berlepsch die Ernennung Stapfers zum Minister der Künste und Wissenschaften beim helvetischen Direktorium und seine Heirat mit der reichen Hugenottin aus Paris, Marie-Madeleine Vincens, am 1. August 1798, vernommen haben.

Intensiver und ausdauernd bleibt nach den Quellen ihr Briefwechsel mit Jean Paul, den sie weiterhin als Seelentröster beansprucht, obschon sein Interesse noch mehr erlahmte, nachdem sein unstetes Herz in der Heirat mit einem unkomplizierten jungen Mädchen Ruhe und das Ehepaar Richter im abgelegenen Bayreuth eine bleibende Wohnstätte gefunden hatte[103].

Vorher, noch im Winter 1798/99, taucht im Briefwechsel zwischen Emilie von Berlepsch und Jean Paul der Titel einer im *Mercure britannique* in London erschienenen Serie auf, *Essai historique sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétiques* von Mallet du Pan, den sie seit ihrem Aufenthalt in Bern persönlich kannte. Das Buch erschien 1799

in Leipzig ins Deutsche übersetzt, im Anhang und auch als Sonderdruck ihr Aufsatz (von immerhin 112 Seiten!) *Einige Bemerkungen zur richtigern Beurtheilung der erzwungnen Schweitzer-Revolution und Mallet dü Pan's Geschichte derselben*. Dazu schreibt die Autorin an Jean Paul: «Ich konnte es nicht abschlagen, meine Meinung über Mallet du Pan's Buch und über die albernen Dinge zu sagen, die über die Schweiz geschwatzt werden. Es ist mir selbst unbegreiflich, wie ich so warm über den Gegenstand schreiben und doch so innig ruhig sein kann.»[104]

8. Die Empörung über die Invasion der Schweiz 1798

«Meine tiefe, unversiegende Trauer über das neuere Schicksal der Schweitz, mein bitterer Hass über die Urheber desselben, meine Verzweiflung an dem künftigen Glück dieses mir so theuren Landes und mein Entschluss, nicht wieder dahin zu kehren ....», das alles habe ihr die Feder in die Hand gedrückt, um einer Freundin in Deutschland zu schreiben. Diese Vorgabe, einen privaten Brief zu verfassen, wird durch die ganze Abhandlung durchgehalten und trägt zu jener Wärme bei, zu der sich Emilie von Berlepsch Jean Paul gegenüber bekennt. Die Wärme steigert sich bald zu flammendem Protest, bald durchströmt sie die elegischen Erinnerungen an das verlorene Paradies. Diese ihre persönlich gefärbten Schilderungen der Eidgenossenschaft vor dem Umsturz, ihre Liebeserklärung an das vorrevolutionäre Bern waren sinngemäss (in Kapitel 5) in die Darstellung ihres Aufenthalts in der Schweiz einzubetten. Die Invasion, die seither die Harmonie von Natur und Kultur zerbrochen und die Idylle durch das Chaos der Fremdherrschaft zerstört habe, wird von ihr nicht berichtet, sondern beklagt: der «todtrotzende Muth des ganzen Berner Volks» habe nichts gefruchtet, denn es sei «leider, nicht weise genug geleitet und von den betäubten und getäuschten Eidgenossen nicht mit Treue unterstützt» worden. Für die Hintergründe und für den Ablauf der Ereignisse seit 1789 verweist sie auf Mallet du Pans *Essai historique*[105].

In seinem Buch macht die kritisch kommentierte Darstellung des Widerspiels eines tückischen Aggressors gegen eine Politik kraftloser Neutralität[106] acht der neun Kapitel aus. Das erste Kapitel ist eine parteiisch einseitige Verteidigung des bernischen Ancien régime; meisterhaft in der rhetorischen Argumentation und der historischen Vertiefung reicht sie an das verwandte Werk von Burke *Reflections on the Revolution in France*, 1790, heran. Wie in diesem ist es die Geschichte, nicht die Vernunft, die eine bestehende Staatsordnung rechtfertigen kann, auch in Bern: «Gouvernement de confiance, vénérable par son origine, prescrit par les siècles, légitimé par le consentement et la fidélité inaltérables des sujets; gouvernement protégé, perpétué par le seul empire des lois, de l'opinion et du sentiment.» Die aristokratischen Familien hätten den Stadt-

staat gegründet, erweitert und getragen; «Masshalten» sei ihre Richtlinie, «modération dans l'usage du pouvoir et dans l'emploi des deniers publics»[107]. Sie verständen die Kunst zu regieren, fast ohne zu befehlen, und brächten es fertig, bei geringer Steuerlast Überschüsse zu ersparen. Die Garantie des Eigentums, die Bewaffnung der Untertanen und die lokale Selbstverwaltung seien weitere Sicherungen, die das Ancien régime in Bern davor bewahrt hätten, in Despotismus zu verfallen.

Einige Gedanken von Mallet hat Frau von Berlepsch in ihre Liebeserklärung übernommen; viel eher aber lässt sie sich von ihren eigenen Erinnerungen und Wunschträumen mittragen, als dass sie tiefer schürft und abstrakter formuliert. Ihr Essai ist weder kritisch noch historisch. Ihr einziger Rückgriff auf die Geschichte – übrigens ohne Parallele bei Mallet – ist der Gegensatz zwischen der echten Revolution eines Tell und seiner Mitstreiter und der falschen Revolution im zeitgenössischen Frankreich – eine Unterscheidung, die bald auch Schillers Drama zugrunde liegen wird. So ergänzen sich die beiden Betrachtungen desselben Themas durch den Unterschied des geistigen Formats und der Methoden, obwohl beide, die Freifrau aus Deutschland und der Emigrant aus Genf, persönlich tief betroffen sind. Ausdrücklich nimmt sie nur selten Bezug auf Mallets Buch; neben dem schon erwähnten Hinweis auf den Ablauf des Verhängnisses hebt sie etwa seine Schilderung einer Bauernhochzeit im Bernbiet hervor, einen «locus classicus» für die Apologeten des Ancien régime, weil er Wohlstand mit Wohlbehagen ausstrahlt. Oder sie verteidigt Mallet gegen Anwürfe, er schreibe seine Angriffe gegen Frankreich als «ein litterarischer Handlanger und besoldeter Schildknappe Pitts». Wenn Mallet parteiisch sei, so einzig in dem positiven Sinn, dass er unerschrocken einstehe für Recht und Tugend und deshalb für die Alte Eidgenossenschaft.

In diesem Kampf hat sie ihn, den Fachmann, als Dilettantin nach Kräften unterstützt. Eine Frau dürfe, ja müsse sich auch um Politik kümmern: «Jeder wichtige Gegenstand des Denkens; . . . alles, woraus man lernt, Übel vermeiden und Gutes vermehren, liegt uns doch wahrlich so nahe als ihnen [den Männern], und wir haben ebenso viel Recht darauf als sie»[108]. Sie appelliert am Ende ihres Buches an ihre Freundin und an alle Frauen, die ihnen zugeteilte passive Rolle der Zuschauerin aktiv zu erfüllen, die Werte bürgerlicher und moralischer Ordnung zugunsten der künftigen Generationen zu retten, während die Männer leichthin vom chaotischen Wirbel der Zerrüttung in den Abgrund gerissen würden. So leitet sie aus der Aufgabe der Mutter die Sorge um das Gemeinwohl ab, erweitert, ähnlich wie Mary Wollstonecraft, für schreibende Frauen den Themenbereich, vollzieht in ihrem eigenen Werk den Schritt von der sentimentalen Dichterin zur engagierten politischen Schriftstellerin.

Aus ihrem Protest gegen die französische Besetzung der Schweiz leitet sie den rational nicht ganz verständlichen Entschluss ab, unter diesen Bedingungen nie mehr in die Schweiz zurückzukehren, jenen Entschluss, den sie am Anfang ihres Buches proklamiert und den ich am Anfang dieses Kapitels zitiert habe. Sie begründet ihn damit, sie könnte nicht ertragen, ihr Paradies in eine Hölle verwandelt zu sehen; der Schweiz seien «ihre Ruhe, ihre milden Sitten, ihre Einfalt und Eintracht und ihr Nationalstolz» geraubt. Ob sie denn nicht den Opfern der Invasion, ihren «Freunden und Pflegern»

ihr Mitleid persönlich bekunden möchte? Sie fürchte sich davor, «geliebte Menschen in darbender Verborgenheit zurückgezogen ... oder auf schlüpfriger Bahn der Klugheit ... zwischen Festigkeit und Schwäche schwankend» anzutreffen, also zwischen Widerstand und Anpassung.

In diesem Spannungsfeld wären, das lässt sich erraten, Freund Stapfer und die Familie Zeerleder anzusiedeln. Jener mag nach ihrer Meinung der Gruppe der «guten Schweizer» zugehören, «die mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen fehlten» und deren Edelsinn, «nachdem er sich der Täuschung entwunden», zum Ratgeber des hilflosen Volkes werden könnte[109]. Und die Zeerleder – wie hatten sie überlebt, wie konnten sie sich den veränderten Machtverhältnissen anpassen? – Im ersten Brief, der Frau Zeerleder nach der Invasion erreichte, tröstet sich Emilie von Berlepsch mit der Nachricht, dass Charlotte Zeerleder keinen ihrer Söhne im Krieg verloren habe, und mit der Gewissheit, dass ihr Vermögen durch den Sturz der alten Regierung nicht geschädigt worden sei[110]. Dramatisch freilich war die Zeit um die Kapitulation auch für die Familie Zeerleder verlaufen. Hier folgt ein knapper Bericht.

Anfangs März 1798 waren die drei ältern Söhne mobilisiert: Albrecht als Scharfschützen-Lieutenant westlich von Bern, Ludwig als Major der «Réduitbrigade Oberland» in Interlaken, Karl ihm zugeteilt. Frau Zeerleder, von der Panik in der Hauptstadt angesteckt, flüchtete mit den drei jüngern Kindern ins Oberland. Als die Kunde von der Waffenruhe kam, war sie in Gadmen versteckt. Bald war die Familie im Bödeli wieder vereinigt: Albrecht hatte sich nach dem Treffen von Neuenegg unverwundet durchgeschlagen, und vom Reduit aus wurde nach der Kapitulation von Bern kein Widerstand mehr geleistet[111].

Nach Bern zurückgekehrt, fand Frau Zeerleder in ihrem Stadthaus französische Einquartierung vor und suchte sich damit und mit der neuen Staatsordnung abzufinden. Ihr Sohn Karl, 18jährig, kam im Juni 1798 als Sekretär des Ministers für Justiz und Polizei in die Hauptstadt der Helvetischen Republik nach Aarau und wechselte mit dieser im September nach Luzern. Albrecht dagegen wanderte aus, über Hamburg nach den USA; Ludwig folgte ihm bis Hamburg, wo er im Winter 1794/95 gearbeitet hatte, und blieb dort vom Sommer 1799 an zwei Jahre. So spiegeln sich in der kleinen Welt einer Familie zwei Reaktionen: das Ausweichen der beiden ältesten Söhne und das Ausharren der Mutter mit den andern Kindern. Freilich, auch Frau Zeerleder entdeckte eine Möglichkeit, sich den Verwicklungen mit der neuen Ordnung teilweise zu entziehen: Im Juni 1799 kaufte sie das Landgut Farneren auf einer Anhöhe südlich von Niederscherli und liess neben dem Bauernhof das Herrenhaus bauen, das immer noch steht. Dieses Unternehmen war Flucht zugleich in Sachwerte und in ein abgelegenes Refuge, während sie das Bellevue häufig vermietete. Sie nahm Karls Chef, den Luzerner Meyer von Schauensee auf, als die Hauptstadt Ende Mai 1799 nach Bern verlegt wurde, ebenfalls als binnenschweizerische Flüchtlinge die befreundete Familie Bürkli aus Zürich. Langweilig war das Leben der Charlotte Zeerleder sicher nicht, und langsam pendelte es wieder ins Normalere ein. So fand sie, das Buch von Mallet stifte nur Unruhe mit «des invectives contre nos vainqueurs»[112].

Unterdessen war Emilie von Berlepsch im fernen Leipzig darum bemüht, ihren flammenden Protest über den Untergang der alten Eidgenossenschaft zum Druck zu fördern und die Leere auszufüllen, über die sie in ihrem Brief vom 8. Mai 1798 der Berner Freundin klagt. Daraus wurden schon ihre Elegie auf die unwiederbringliche Zeit des Friedens und der Erholung im Bellevue, ihre Sympathie mit den gegenwärtigen Leiden der Schweizer und ihr Interesse für Stapfer zitiert. Einen Monat zuvor war ihre Tochter durch Heirat eine Frau Lichtenberg[113] geworden und damit aus der Sorge der Mutter entlassen, die überdies – was sie im Brief verschweigt – den Bruch mit Jean Paul zu verwinden hatte. Sie lebe zurückgezogen in einem hübschen Landhaus bei Leipzig und versuche, sich darin über «l'extreme *platitude* (en plus d'un sens) du pais» hinwegzutrösten. Aber da könne sie nicht bleiben, in die Schweiz unmöglich zurückkehren; der Entschluss zur Abreise, den sie im Buch bekannt machen wird, ist offenbar damals schon gefasst. Wohin denn? «Je trouve que l'entiere liberté n'est au fond qu'un triste isolement.»

Einige Monate später steht ihr nächstes Reiseziel fest. Im letzten Abschnitt ihres Buches deutet sie es ihrer Freundin gegenüber an: «Theile meinen Schmerz über die unwürdige Behandlung eines edlen, einst so glücklichen Volks, über das zerstörte Heiligthum meiner liebsten Träume, und begleite mich mit liebenden Wünschen, wenn ich unter einem nördlicheren Himmel die Freuden aufsuche, die ich dort verlor; die Natur in ihrer feyerlichen Erhabenheit wiedersehe; die reine Luft der Berge athme; und in ihren Bewohnern Redlichkeit, Energie und Vaterlandsliebe; in ihren Sitten die Einfalt, die stille Beschränktheit und Ruhe wieder finde, die für eine müde Seele das erquickende Abendroth des Lebens sind.»[114] Das nördliche Land ist das gebirgige Schottland, das sie, wie es hier ausgesprochen ist, als Ersatz für die zerstörte Idylle in der Schweiz aufsuchen wird.

9. Schottland als Ersatz für die Schweiz

Vom September 1799 an hielt sich Frau von Berlepsch ein Jahr lang in Schottland auf[115]. Hauptquelle ist ihr eigener Bericht, den sie in vier Bänden unter dem römischen Namen des Landes, *Caledonia*, 1802–1804 veröffentlicht hat. Es ist das längste, auch das letzte Buch, das sie hat drucken lassen, und nach meiner Meinung ihr bestes. Es gehört einer für sie neuen Gattung an, der Reisebeschreibung, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erstaunlich an Popularität gewonnen hatte. Dieser Erfolg lässt sich erklären durch die gesteigerte Mobilität des Geistes. Auch bietet die Gattung – wie dies im Ansatz bei der Beschreibung der Stadt Bern durch Frau von Berlepsch schon zu bemerken war – die leicht verwertbare Möglichkeit, durch Fremderfahrung zu Selbsterfahrung zu gelangen. So ist die Reisebeschreibung rittlings zwischen Sach-

literatur und Belletristik angesiedelt, neigt je nach Autor und Absicht eher auf die eine oder die andere Seite, bringt mehr objektiv verifizierbare Tatsachen oder mehr subjektive Reaktionen auf das erlebte Neue. Die Absicht bewegt sich zwischen ästhetischem Vergnügen und praktischem Nutzen, oft gekoppelt mit einer deutlich pädagogischen oder politischen Tendenz, das Fremde im Gegensatz zum Vertrauten zu tadeln oder zu loben. Auch in dieser modischen Gattung Reisebeschreibung hatten die Frauen einen Rückstand wettzumachen. Allerdings gab es schon Versuche wie die erwähnten «Schweizerreisen» der Sophie von La Roche. Mit *Caledonia* hat Frau von Berlepsch nun nicht nur aufgeholt, sondern sogar eine Landeskunde im umfassenden Sinn zur Darstellung gebracht, was vielleicht bis dahin noch keine deutsche Frau geschafft hatte. Wir sehen sie hier, gesteigert noch gegenüber ihren frühern Werken, in polemischem, bisweilen feministischem Ton um das Recht der schriftstellerisch tätigen Frau kämpfen, voll genommen zu werden, um das Recht der Frau, auch wissenschaftliche und politische Themen behandeln zu dürfen, nicht bloss Poesie als Balsam für die Seele der Schreibenden. Als ihr Vorbild stellt sie in einem ausführlichen Exkurs Mary Wollstonecraft hin, die in Leben und Literatur radikal für die Rechte der Frau eingestanden, deswegen angefeindet und verleumdet worden sei. Anders als Charlotte Zeerleder fühlt sich Emilie von Berlepsch mit dem tapfern Werk der Engländerin solidarisch, mit ihrem Wesen seelenverwandt [116].

In ihrer *Caledonia* ist freilich beides ineinander verschlungen: der Anspruch auf die erste Landeskunde Schottlands, die von einer deutschen Frau verfasst wurde, wie der Rückgriff auf ihre eigenen poetischen Wurzeln in der «Empfindsamkeit», auf Herder, dem sie dieses Werk widmet. Die Vorrede beginnt: «Möge Ossians Nahme, der in Deutschland eben so bekannt ist und vielleicht richtiger geschätzt wird als in Brittannien, möge die gefühlvolle Bewunderung seiner Gesänge, die meinen Landesleuten so viel Ehre macht, ihnen auch einige Theilnehmung einflössen für das, was eine Deutsche – die Erste, die das Vaterland des ehrwürdigen Barden bereisete – dort gesehen, gedacht und empfunden hat!» [117] Unbeirrt durch die Kontroverse, ob die von Macpherson 1760 publizierten Übersetzungen Ossianischer Dichtungen echt oder falsch seien, ist ihr das Naturgenie Ossian gegenwärtig, am spürbarsten in jenem Hochlandtal Glencoe, wo sie Spuren des Barden aufzudecken meint und begeistert aus seinen Gesängen übersetzt. Ihre Reise ins Hochland im Sommer 1800 war auf die Insel Staffa in den Hebriden ausgerichtet, wo die Höhle im Basaltfelsen noch heute nach Fingal, Ossians König, benannt ist. Staffa, der «Hauptbewegungsgrund», sollte die Krönung ihrer Hochlandreise sein; aber unweit des Ziels, auf der Insel Mull, muss sie kapitulieren: das Schiff und der Reiseführer sind nicht zur Stelle, das Wetter ungünstig, der Zeitplan gestört. Dieser plötzliche Entschluss, das Langerträumte nicht mehr anzustreben, sondern zum Weiterträumen aufzuheben, scheint mir symptomatisch für Frau von Berlepsch, die überdies in ihrem Bericht über die Hochlandreise einen breitangelegten Versuch unternimmt, das Wesen der «Romantik» zu bestimmen. An ihr wie am Beispiel ihres Lehrers Herder könnte man zeigen, wie sich die Poesie der «Empfindsamkeit» in die literarische Epoche der «Romantik» fortgesetzt hat. Ihre romantische Sehnsucht nach «der aus dem Schoosse der Natur geborenen Poesie»

wird stellvertretend genährt durch den Klang der gälischen Sprache, die sie überall im Hochland um sich hört und nicht versteht, die Sprache Ossians[118]. Ihre Kenntnisse selbst der englischen Sprache waren nicht ganz zureichend; dazu war sie mit ihrer deutschen Magd an einen Komfort gewohnt, den es im ärmlichen, unerschlossenen Hochland einfach nicht gab. Sie bemüht sich offensichtlich, ihre Ansprüche den Verhältnissen anzupassen, kann jedoch einen Seufzer nicht unterdrücken, wenn sie entdeckt, dass auf den Tisch des Hochländers nicht einmal Brot aufgetragen wird, sondern Haferfladen. Doch wird hier gelegentlich Selbstironie statt des vorherrschenden Selbstmitleids laut: «Es ist mir oft lächerlich zu denken, wie kleinmüthig und verzagt mich ein solcher Umstand mitten in meiner Begeisterung für erhabene Naturschönheit machen kann, und welch ein erbärmlicher Anti-Enthusiast ein schwacher Magen ist.» Ähnlich in Glencoe: mitten in jener heroisch-melancholischen Ossian-Landschaft, zwischen prächtigen, von Mondschein übergossenen Gebirgsmassen, neben rauschenden Wellen eine schlechte Herberge mit Diebsgesindel, dürftiger Kost und abscheulichen Betten, Prosa inmitten der Poesie[119].

Eher prosaisch, sachbezogen-kritisch, ist ihre Schilderung des Stadtbildes und des gesellschaftlichen Lebens in Edinburg, wo sie den Winter in einer möblierten Wohnung in Princes Street verbrachte. Sie hält zwar, wie viele andere Besucher seither, Edinburg für eine der schönsten Städte, für einzigartig. Jedoch ist es für sie schmerzlich zu erfahren, dass sich ihre Liebeserklärung an Schottland an der kühlen Abneigung der Schotten gegen alles Fremde totzulaufen droht. Die Schlagworte «insulare Selbständigkeit und Nationalstolz» fallen ihr zur Entschuldigung ein. Mit Beifall vermerkt sie das fanatische Interesse der Schotten für die eigene «Nationalgeschichte», besonders für die Helden der Unabhängigkeitskriege, für William Wallace und Robert Bruce. Stolz seien die Briten insgesamt auf die Stabilität von Staat und Gesellschaft, auf die Kraft und Eintracht des Volkes, die sich im immer noch andauernden Krieg gegen das revolutionierte, expandierende Frankreich bewähre. Frau von Berlepsch schliesst sich also Zimmermanns Begründung seiner Anglophilie an: dem Vertrauen, dass das Inselreich unentwegt die konservativen Werte hochhalten und verteidigen werde[120].

So kommt als Motiv für ihre Reise nach Schottland zur sentimentalen Sehnsucht nach dem Ersatz für die Schweiz die verwandte politische Zuflucht zum unerschütterlichen Bollwerk gegen die revolutionäre Sturzflut. Ebenso wichtig war ihr literarischer Entdeckerdrang nach Ossian und seiner Heimat. Nun muss ich aber gestehen, dass ich ein weiteres Motiv bisher verschwiegen habe: Neben dem greisen legendären Dichter der Vorzeit hatte ein junger weltgewandter Hochländer der Gegenwart zur Fahrt über die Nordsee gelockt, James Macdonald. Er hatte als Hofmeister einen reichen Verwandten zu Studien nach Deutschland begleitet und war bei Herder in Weimar mit Frau von Berlepsch bekannt geworden. «Je me liais il y a trois ans d'une amitie tres intime avec un Ecossais du plus grand merite», vertraut sie Charlotte Zeerleder im einzigen Brief aus Schottland an. «Il est descendant de ces anciens Macdonalds Rois des Hebrides (!); il y est nè et joint a la simplicité, a la candeur, et a la force de caractere d'un Peuple patriarcal et montagnard tout ce que la Culture Europeenne

peut donner. Il me vit triste, languissante, ne tenante rien sur la terre et dechiree comme l'Europe.»[121] Die Einfachheit seines Gemüts mag Macdonald verleitet haben, nach seiner Heimkehr nach Schottland Frau von Berlepsch zur Reise zu ermuntern und sogar in seine Pfarrei auf dem Lande einzuladen; seine Charakterstärke bewog ihn dann, sie des Dorfklatsches wegen in Edinburg unterzubringen und ihr ganz klar zu machen, dass er seine Zukunft nicht an ihrer Seite plane. So muss der Winter in Edinburg für Emilie von Berlepsch von massloser Enttäuschung verdunkelt gewesen sein. Ihr intimes Motiv zur Reise hatte sich als blind erwiesen, ihre Liebeserklärung an einen Schotten blieb unerwidert.

Es erstaunt, dass ihre private Enttäuschung in *Caledonia* nicht durchschlägt, die Begeisterung wie die Beobachtung nicht beeinträchtigt. Offenbar hatte sich Macdonalds Leitbild für eine blosse Freundschaft zwischen der exzentrischen deutschen Adligen und dem 17 Jahre jüngern calvinistischen Geistlichen noch vor dem Aufbruch ins Hochland durchgesetzt. Dankbar anerkennt sie in der Vorrede seine fach- und ortskundige Führung und Hilfe. Manche kluge Bemerkung in *Caledonia* zu den Lebensbedingungen und Nöten im Hochland wird auf Macdonald zurückgehen.

Wenn sie dieses Buch später Frau Zeerleder ankündigt, so mit dem Zusatz: «Vous y trouveres des souvenirs de la Suisse que je ne puis m'empecher de meler dans tout.» Daher seien zum Abschluss des Kapitels einige Vergleiche zwischen dem Ersatz und dem Modell aus *Caledonia* herausgegriffen. Ausgangspunkt können die Perspektiven für die Schottlandreise sein, die sie an das Ende der *Bemerkungen*... gestellt hat: Gebirgslandschaft erwartet sie und Gebirgsbewohner mit ihren Qualitäten, vorab die Vaterlandsliebe. In Schottland wie in der Schweiz hat sich ein aus dem Mythos der Befreiungskämpfe und aus der geschichtlichen Erfahrung genährtes Nationalgefühl kräftig entwickelt. Frau von Berlepsch ist wahrscheinlich die erste, die William Wallace neben Wilhelm Tell gestellt hat. In der Tat ist in beiden Ländern die Geschichte der tragende Grund der Nation geworden. Demgegenüber beklagt Frau von Berlepsch mit Neid die fehlende Vaterlandsliebe ihrer deutschen Landsleute, was kurze Zeit vor der Katastrophe von Jena von 1806 als erstaunlich einsichtig zu werten ist. Den Vaterlandssinn glaubt sie herausgewachsen aus der Ordnung der Natur. Aus der Einfalt, der Energie und dem Enthusiasmus der Gebirgsvölker erwachse jenes Gleichgewicht der Seelenkräfte, aus dem die urtümliche Naturpoesie eines Ossian begeistert wie begeisternd emporquelle.

Die heroische Gebirgslandschaft erinnert sie immer wieder an «meine geliebten Alpen», womit die Wertung eigentlich schon entschieden ist. Die Erinnerung an die Schweizerseen steigt am lebhaftesten auf am Ufer jener Lochs, die wie die Voralpenseen unseres Landes vom Hügelland in die Gebirgszone hineinreichen, bei Loch Tay und Loch Lomond. Hier stellt sie die Frage: «Warum sehe ich an den romantischen Ufern dieser weit sich ausdehnenden Wasserfläche nur wenige schöne Häuser reicher Gutsbesitzer, nur ein Paar kleine Dörfer schimmern?» Es fehlen ihr hier die «frohen Arbeiter», es fehlt der emsige Bauernstand. Die Antwort gibt die Art der Siedlung, der Grossgrundbesitz mit extensiver Landwirtschaft. Die Eigentümer wohnten oft nicht einmal in ihren schönen Landhäusern, sondern weit weg in städtischen Residenzen

und gäben das Land nur kurzfristig in Pacht. Wiederholt betont Frau von Berlepsch die Nachteile dieser Besitzverhältnisse von Grund und Boden: Der Pächter, stets in Ungewissheit über die Erneuerung der Pacht, habe kein Interesse an einer intensiven Bearbeitung des Bodens, kein Interesse an einer Melioration; denn er arbeite nicht zugunsten seiner Kinder. Den Bauernstand, der seinen eigenen Boden nutzt, gebe es im Hochland nicht. Die Folgen davon seien an der Landschaft abzulesen: die Schafe vertrieben die Menschen, das Hochland entvölkere sich immer mehr. Ihre Kritik an den wirtschaftlichen und sozialen Strukturen wird man sogar aus heutiger Sicht als berechtigt beurteilen. Ferner beweist ihre Kritik am Grossgrundbesitz, dass Frau von Berlepsch sogar imstande ist, ihre Herkunft aus der Junkerklasse zu verleugnen. Allerdings – so vermute ich – geht es ihr eher darum, die schweizerische Landwirtschaft und ihr solides Fundament über die schottische zu stellen. Eigentum oder Erbpacht hätten die Schweizer Gebirgslandschaft durch intensive Nutzung zu blühendem Wohlstand kultiviert (eine Schweizerkuh gebe dreimal so viel Milch!), während im schottischen Hochland die wenigen ärmlichen Dörfer ausstürben[122]. Die Bilanz fällt hier deutlich zugunsten der Schweiz aus.

Das trifft auch für den Vergleich im gesamten zu. Die Liebeserklärung an die Schweiz erwies sich als intensiver und als dauerhafter als jene an Schottland. Die Reise nach Schottland war schliesslich bloss als Ersatz für das verschlossene Paradies unternommen worden, und die durch einen Hochländer verschmähte Liebeserklärung versagte Schottland jede Chance, doch noch zum Paradies promoviert zu werden. Auch die naheliegende Erklärung, die schottische Wirklichkeit hätte gegen das Traumbild von der Schweiz des Ancien régime deswegen nicht aufkommen können, weil die Realität immer schärfere Kanten hat, reicht nicht hin. Trotz der Aussicht auf die Hochlandreise schreibt Emilie von Berlepsch im gleichen Brief vom November 1799 an Charlotte Zeerleder: «Je ne puis penser a la Suisse sans attendrissement et sans regret. Je ne jouis point ici de mon existence comme aupres de Vous, je sens un vide dans mon cœur et dans ma vie qui ne sauroit etre rempli dans cette isle ou generalement on manque de sensibilite d'imagination, ou une culture tres generale mais tres superficielle met presque toutes les tètes au niveau et on aime trop la bonne chère et ce qu'on nomme ‹*comfortableness*› pour etre d'une societe interrogante.» Schottland kann ihr die Schweiz nicht ersetzen; die Empörung über die Besetzung der Schweiz hat sich in andauernde Wehmut umgesetzt; die Wirrungen in Deutschland haben sie in der Gestalt von Macdonald bis in die Ferne verfolgt. Das alles ballt sich nach ihrer Rückkehr nach Deutschland zusammen zur Krise – vielleicht zur Wende.

10. Die Einkehr in die Schweiz

Die Leere ihrer hypochondrischen Seele und der Schmerz über ihre Trennung von der geliebten Schweiz wurden im Winter 1800/01 im Mecklenburgischen überraschend einer Heilung entgegengeführt: Emilie nahm ihrem zweiten Bräutigam schon

vor der Eheschliessung das Versprechen ab, er werde sie, sobald sich die Verhältnisse in der Schweiz konsolidiert hätten, dorthin begleiten. Von diesen Zukunftsplänen erfahren wir aus einem Brief an die vertraute Freundin Charlotte Zeerleder. Sie schreibt, nach ihrer Rückkehr aus Schottland sei sie wieder einsamer Melancholie verfallen und zur Ablenkung auf eine Domäne des Herzogs von Mecklenburg eingeladen worden. Durch die Fügung der Vorsehung habe sich der Pächter der Domäne als der richtige Adressat ihrer endgültigen Liebeserklärung erwiesen: «C'est un etre extremement aimable, d'une douceur comme je n'ai vu jamais, surpassant mème celle de Mr Stapfer, d'une probite reconnue . . . d'une grande modestie et simplicite; esprit cultivé mais point brillant et d'une sensibilite comme il la faut pour me rendre heureuse.» (Und als Randbemerkung: «Je suis encore asses femme pour gouter – une fort belle figure.») Nachdem sie die Umstände ihrer Bekanntschaft sowie das schöne neugebaute Haus und die hohen Einkünfte des Auserwählten – unter anderm hält er mehr als 150 Kühe und 30 Pferde – geschildert hat, kommt sie zur Kehrseite, zum Geständnis: «Mon Heros se nomme *Mr. Harmes* tout court – il n'y a point de *von* devant son nom! Vous verres que notre siecle tout philosophe, tout revolutionaire, tout pénétré de liberte et d'egalite qu'il est, n'est pas encore a la hauteur d'une demarche utile, raisonable et toute simple . . . Je suis determiner a laisser crier le monde.» [123] So ruft sie das aufgeklärte Jahrhundert zu Hilfe, um die für ihre Standesgenossen unerhörte Mesalliance, die zweite Ehe der 46jährigen Adligen mit einem wohlhabenden Bürgerlichen, der sieben Jahre jünger war, zu rechtfertigen.

Sie deswegen des Verrats an ihrer politischen Gesinnung zu überführen, ist nach meiner Meinung nicht angebracht. Allerdings scheint ihre Liebeserklärung an das alte Bern Frau von Berlepsch ganz auf die Verteidigung des Althergebrachten festzuschreiben, und der Schock der französischen Invasion muss in ihr die Sympathien für die Aufklärung gedämpft, konnte sie aber nicht völlig erstickt haben. Ebenso wie viele ihrer Zeitgenossen hatte sie als «eifrige Demokratin» die Anfänge der Französischen Revolution mit Beifall begrüsst. Sie griff zurück auf Rousseau; sie liess sich von Akademikern in Göttingen, in Bern von Stapfer und Ith beeinflussen. Erst die brutale Wendung der Jakobiner gegen die Feinde im Innern und das imperiale Ausgreifen des revolutionierten Frankreich machten viele Sympathisanten zu erbitterten Gegnern. Trotzdem – man brauchte die Leitideen von Freiheit und Gleichheit nicht rundweg zu verwerfen, wenn sie in der Praxis pervertiert erschienen. So träumt Emilie von Berlepsch in *Caledonia* von einer Gesellschaft ohne Unterschiede der «Kasten, Klassen und Geschlechter», einer Gesellschaft, zu der sie Ansätze unter den Bergbewohnern der Schweiz und Schottlands zu erkennen glaubt [124]. Das mag eine Rückwendung zur Utopie des irdischen Paradieses bedeuten; das kann aber auch vorwärts weisen auf das 19. Jahrhundert. Zu erinnern ist auch an ihre Unterstützung der radikalen Postulate der Miss Wollstonecraft für die Gleichberechtigung der Geschlechter. Ihre Ideen hat sie also aus einem breitgefächerten Fundus geschöpft. Erst wir Nachgeborenen vermessen uns, diese Ideen zu klassieren und herzuleiten. Dabei wird niemand in sich das Alte vom Neuen klüglich zu scheiden vermögen, am wenigsten eine liebende Frau.

Ihrer noch vagen, aber festen Absicht, Einkehr zu halten in die Schweiz, dient ihre Korrespondenz mit Charlotte Zeerleder. Das Netz der Beziehungen soll wieder gestrafft werden. So hat Frau von Berlepsch in Hamburg Ludwig Zeerleder aufgesucht, und man kann sich vorstellen, wie sich der steife Berner der Umarmung der überschwänglichen Freundin seiner Mutter entzogen hat. Emiliens Sohn muss sich zur selben Zeit in der Schweiz aufgehalten haben; denn sie bittet Frau Zeerleder, ihre Heiratsabsichten vor ihm noch geheim zu halten. Hingegen erkundigt sie sich, ob eine Pflegetochter und Verwandte von Frau Zeerleder nicht die geeignete Frau für den jungen von Berlepsch werden könnte – Ehe als Therapie verordnet. Über ihre eigene bevorstehende Ehe vertraut sie der Freundin intime Überlegungen an: ihr Bräutigam wisse, dass ihr Gesundheitszustand («ma digestion et mes nerfs») labil, dass deshalb an eine Schwangerschaft nicht zu denken sei[125].

Am 5. Juni 1801 wurde sie durch Trauung Emilie Harmes, «tout court». Dass Flitterwochen vorbeigehen, bestätigt ihr nächster Brief, vom Gut Redevin, im November 1801: «Je vis dans un pays plat, et peu interessant a tous egards. Il n'y a pas une ame dans mon voisinage qui convienne a la mienne, pas mème un peu de societe.» Der Traum vom literarischen Salon ist ausgeträumt, wieder einmal zeigt ihr die Einsamkeit die Schattseiten. «Pour idealiser une felicité parfaite, je placerois la belle maison que j'habite au bords du Lac de Thun, la Suisse seroit encore ce qu'elle étoit il y a 15 ans, et l'etre aimable et cheri auquel je suis liee par tous les liens les plus sacrés et les plus doux seroit un Suisse!» Noch zweieinhalb Jahre will sie ausharren und dann den Traum vom Landsitz am Thunersee zu verwirklichen suchen, sofern bis dahin die Schweiz befriedet wäre. Deren Schicksal, das deutet sie an, sieht sie vom Willen des Ersten Konsuls abhängig. Dass Stapfer nun bei diesem als Gesandter der Helvetischen Republik akkreditiert ist, weiss sie; sie bittet um seine Adresse, um ihm ihre Heirat mitzuteilen. An Henri Meister möchte sie schreiben, wage es aber nicht recht; ein Briefwechsel lediglich aus Höflichkeit seinerseits wäre ihr peinlich.

Dem nächsten Brief, vom Mai 1802[126] – übrigens dem letzten an Frau Zeerleder, der erhalten ist – legt sie zwei Exemplare des ersten Bandes der *Caledonia* bei, das zweite für Füssli bestimmt, mit dem Nachsatz: «Je souhaite que ni Vous ni Mr Fuesli ne pretries la Caledonia a beaucoup de personnes car il m'importe qu'elle trouve des acheteurs.» Diesem Werk, an dem die Arbeit weiterging, kam sicher zugute, dass sie es in einem Zustand relativer Zufriedenheit verfassen konnte; die Erinnerungen an Schottland kamen ihr als Frau Harmes nicht mehr so bitter vor. Allerdings, im selben Brief muss sie auch den Tod ihres einzigen Sohnes melden, der, unverheiratet, 29jährig, an einer Lungenentzündung gestorben ist.

Das Jahr 1803 ist in meinem Material leer. Im Sommer 1804 – also genau nach ihrem Zeitplan – taucht das Ehepaar Harmes in der Schweiz auf. Das Land mochte unter der Mediationsverfassung von 1803 als beruhigt gelten und damit das von Emilie Harmes gegen sich selber verhängte Einreiseverbot als hinfällig. Ihr Mann musste seine angesehene Stellung aufgeben und dem Wunschtraum seiner Frau nachgeben. Das Ehepaar «hielt sich einige Jahre in oder bei Bern auf, wo sie mit einigen der ersten Familien im alten Freundschaftsbunde lebten», berichtet ein zeitgenössisches Lexi-

kon[127]. Diesen Eintrag zu verifizieren ist mir nur mangelhaft gelungen: viererlei Spuren «in oder bei Bern» habe ich aufdecken können.

Ith, nun erster Pfarrer am Münster, liess seinen neunjährigen Sohn in Pestalozzis Institut in Münchenbuchsee erziehen. Recht oft begab sich Ith dorthin, «so auch am 19. Oktober 1804 in Begleitung von Mme Berlepsch [sic] und Pestalozzi, der gerade in Bern gewesen war»[128]. Damit stehen ein Datum, vor dem ihre Einreise stattgefunden hatte, und ihre Bekanntschaft mit Pestalozzi fest. Mit Ith knüpfte sie an ihren frühern Aufenthalt an. Stapfer dagegen hatte sich seit dem Zusammenbruch der Helvetischen Republik auf die Güter seiner Frau in Frankreich zurückgezogen. Weil er sich tatkräftig dafür eingesetzt hatte, die neuen Ideen auf Schweizerboden Wurzeln fassen zu lassen, blieb er für den Rest seines Lebens politisch, wenn auch nicht juristisch verfemt. Konnte man es sich wirklich leisten, eine solche geistige Kapazität brach zu legen?[129]

Das langersehnte Wiedersehen der Emilie Harmes mit Charlotte Zeerleder war überschattet von deren schwerer Erkankung. Madame Harmes habe im Winter 1804/05 ihre Mutter häufig besucht, berichtet Albertine, «elle vouloit aussi la guérire, par je ne sais quel bain, qui l'avoit guérie elle même»; die Mutter aber habe sich keine Illusionen mehr gemacht. Sie habe sich noch des Gedichts ihrer Freundin «Abendlied einer Kranken» erinnert, als sie als letzten Ausweg den berühmten Arzt Butini in Genf aufsuchte. Dort starb Charlotte Zeerleder am 7. September 1805. Albertine anerkennt, dass Frau Harmes ihre Mutter hoch schätzte und liebte, doch jene «étoit malheureusement si loin d'avoir les qualités de ma mère; sûr est-il que Maman ne s'est jamais entzogen [sic] à quelqu'un qui cherchoit quelque chose en elle»[130].

Dies der Epilog der Tochter zur Freundschaft ihrer Mutter. – Auf Farneren wohnte nun das Ehepaar Zeerleder-Bürkli: Albrecht hatte 1802, nach seiner Rückkehr aus Amerika, seine Jugendliebe Charlotte geheiratet. Vater Bürkli starb 1804. Zwei Jahre nachher heiratete Henri Meister die Witwe, Ursula Bürkli-Schulthess, und korrigierte damit, wie er glaubte, den Irrtum, den er 40 Jahre zuvor begangen[131]. Diese Familiengeschichten werden nur erwähnt, weil sie für Emilie Harmes die Brücke zwischen Bern und Zürich festigen, die sie 1793 in umgekehrter Richtung benutzt hatte.

In Bern finden wir aus jener Zeit neben Ith/Pestalozzi und der Familie Zeerleder eine dritte, nur undeutliche Spur in den Papieren Sigmund von Wagners (1759–1835), des kulturellen Fac-totums der Stadt. Aus einem undatierten Billett der Emilie Harmes sei zitiert: «Ich schmeichle mir Ihnen eine kleine Freude zu machen, wenn ich Ihnen sage, dass ich den Muth gehabt, den von Ihnen gewünschten Vorschlag wegen der Donnerstags-Gesellschaft zu machen und dass er über mein Vermuthen wohl aufgenommen wird.»[132] Mehr zur Lösung des verschlüsselten Vorschlags kann ich nicht beibringen, es sei denn, er stehe im Zusammenhang mit dem nächsten, dem wohldokumentierten Auftreten der Frau Harmes am ersten Unspunnenfest, im August 1805.

Wagner hat zusammen mit dem Kunstmaler König unter der Ägide des Schultheissen und Historikers von Mülinen dieses erste eidgenössische Alphirtenfest veranstaltet, mit dem Zweck, «de faire revivre et perpetuer parmi nous les mœurs et les plaisirs simples de nos bons ayeux, de former de nouveaux liens entre les peuplades des bergers Suisses et surtout de renouveler et de rétablir chèz nous cette ancienne et douce bien-

veillance entre l'habitat de la campagne et l'habitat de la ville; bienveillance à laquelle notre patrie dut si longtems sa force, sa gloire et son bonheur»[133]. Das Zusammenwirken von Stadt und Land hatte sich 1798 nicht eben bewährt, darum wohl waren Ruhm und Glücksgefühl geschwunden. Der Appell ging an den Patriotismus und die einfachen Sitten zur Zeit des Ancien régime, eine Pflege der Nostalgie, die durchaus der Stimmung der Mediationszeit entsprang und der Gemütslage der Emilie Harmes entsprach. Wagner suchte bei Hallers Alpenerlebnis anzuknüpfen, liess dessen Gedicht nachdrucken und unter die Festbesucher verteilen. «Grösseres Interesse beanspruchte das eigens für den Anlass verfasste Gedichte der Frau Emelie von Berlepsch, gen. Frau von Harmes [sic]», heisst es in seinem offiziellen Bericht über das Fest[134]:

«CHOR Wecket die Töne
Froher Vergangenheit,
Ehret die Spiele
Uralter Zeit.
Die Weichlichkeit erschuf sie nicht!
Der Väter starke Seele spricht
Aus ihrer Spiele kühnem Gang,
Aus ihrer Lieder Klang.»

Acht Strophen total, zu singen nach der Melodie von «Freut euch des Lebens . . .», das der ebenfalls anwesende Zürcher Martin Usteri 1793 verfasst hatte. Am Schluss beschwört die Dichterin die «Himmlische Tugend, / Ehre der alten Zeit . . .»

«Du webst ein heilig-schönes Band,
Und knüpfest an das Vaterland
Die Schweizer alle im Verein,
Der Väter werth zu seyn.
CHOR Rauscht dann ihr Töne
Edler Vergangenheit!
Bringet uns Freuden
Aus alter Zeit.»

Dass festliche Lieder zu abstraktem Pathos neigen, wissen wir nachgerade von unsern Nationalhymnen. Am Unspunnenlied lobt Wagners Bericht «sowohl die Auswahl von den treffendsten Gedanken als herzerhebenden Lehren». An der Aufrichtigkeit der Frau Harmes wird man nicht zweifeln, wenn sie als Schlüssel- und Reimworte des Chors bald «Vergangenheit», bald «Natur» wählt: Dort, weit hinten im 18. Jahrhundert, bei Haller und Rousseau, wollen sie und die Veranstalter des Festes anknüpfen. Als Dank für ihren Beitrag wurde sie auf der Liste der Ehrengäste unter den Damen gleich an zweiter Stelle nach einer Gräfin aufgeführt und erhielt gleich wie die Sieger in den Wettkämpfen, im Schwingen, Steinstossen, Schiessen und Alphornblasen, eine Silbermedaille überreicht[135].

Auch am zweiten Unspunnenfest, drei Jahre später, wurde ihr Lied gesungen und «brachte manche Thräne in manches männliche, in manches schöne weibliche Aug. Ausländer und Schweizer, Hohe und Geringe, Alter und Jugend wurden hingerissen». Das Ehepaar Harmes war aber 1808 nicht anwesend. Stars waren diesmal die

Malerin Vigée-Lebrun und Madame de Staël, die einen vielzitierten Bericht verfasst hat[136]. Für Frau Harmes war das erste Unspunnenfest der einzige Auftritt mit ihrer Dichtkunst vor breiter Öffentlichkeit, dazu im geliebten Berner Oberland, nahe beim Thunersee.

Der Traum vom Landsitz am Thunersee – zwei Jahre lang mag sie ihn verfolgt haben; dann wurde die zweitbeste Lösung verwirklicht: Der Landsitz «Hintere Schipf» in Erlenbach am Zürichsee ging mit Kaufvertrag vom 14. Juni 1806 an «den verehrten Herren August Heinrich Harmes von Mecklenburg, Domainenrath» über. Die Mittelsmänner, Brückenbauer von Bern zurück nach Zürich, sind nicht bekannt. Elf Jahre lang besassen die Harmes des Gut (seit dem folgenden Besitzer «Mariahalden» genannt). Ihr Aufenthalt in Erlenbach ist von Paul Corrodi untersucht worden. Ich fasse zusammen und ergänze durch einige Korrespondenzen. Harmes hatte auf Drängen seiner Frau einen Teil seines Besitzes in Mecklenburg veräussert und mit dem Erlös von den Erben des Zürcher Alt-Bürgermeisters Kilchsperger das Gut erworben. Das Haus war um 1770 in schöner Lage direkt am See neu erstellt worden, der Landbesitz, mit etwas Rebberg, war eher klein und konnte einen Haushalt mit gehobenem Lebensstil nicht eigentlich ernähren. Ob der Plan, «Celebritäten» in angemessener Weise gastlich aufzunehmen, zustande kam, lässt sich bezweifeln. Erhalten ist ein bei Corrodi vollständig abgedruckter Brief der Freiin Rosalie von Voelderndorff an ihre Freundin Karoline, die Frau von Jean Paul, vom 28. Oktober 1811. Die Freiin hat auf Drängen der Emilie Harmes ihren geplant kurzen Besuch auf zwei Monate ausgedehnt[137]. Sie ist begeistert von der Lage des Landsitzes, «mich ergriff es wunderbar an diesen lieblichen Ufern der spiegelnden Wasserfläche, im Angesicht der Alpenkette am jenseitigen Ufer und dem Purpurglanz der Gletscher, welche die sinkende Sonne so herrlich schön erleuchtete». Der Gast nimmt teil an den stillen Freuden des Landlebens, sogar an der Weinlese. «Meine beyden lieben Hauss Genossen und ich, wir machten uns auch den Spass, einen Bogengang allein zu wimmen, wovon wir 10 Eimer Wein erndeten.» Dem Ehepaar wird ein harmonisches Einvernehmen attestiert, doch Frau Harmes ist «sehr leidend und hat oft hypochondrische Zufälle [sic]». Es ist die Rede von viel gemeinsamer Lektüre, nicht aber von andern Besuchern. Anzeichen für Kontakte mit Zürchern sind nun spärlich geworden. 1811 erschien die zweite Auflage der *Sommerstunden*, vermutlich wieder in Füsslis Verlag. Zwei Briefe an Zürcher verraten, wie Emilie Harmes Anlässe zu Begegnungen zu schaffen sucht. So lädt sie sich bei David Hess, dem Schriftsteller und Künstler, in den Beckenhof ein, so bittet sie den Bürgermeister David von Wyss, am Sonntag auf der Rückfahrt von seinem Landgut in Meilen einige Stunden bei ihnen zu verweilen. Sie möchte ihm Glück wünschen zu seiner bevorstehenden Heirat mit der Tochter «de mon digne et repectable Ami de Mulinen», einer weitern Alliance zwischen einer Zürcher und einer Berner Familie[138].

Übrigens verbrachte das Ehepaar Harmes laut Corrodi den Winter oft in Frankfurt. Noch öfters war Harmes in Deutschland unterwegs, vermutlich um während den unruhigen Zeitläuften nach seinen Gütern zu sehen. 1810 reiste ihm seine Frau bis Bayreuth entgegen, um die Zeit der Trennung abzukürzen und um Jean Paul aufzu-

suchen. In zwei Briefen von 1813 an Dr. Johann Gottfried Ebel (1764–1830), wie sie ein deutscher Emigrant in Zürich[139], gibt sie weiter, was sie an Einzelheiten über den Rückzug der französischen und den Vormarsch der alliierten Armeen von ihrem Schwiegersohn und ihrem Mann erfahren hat. Dieser hat ihr letztmals am 30. April aus Schwerin einen Brief geschrieben, der bis Erlenbach zwei Monate gebraucht habe. Mit Stolz meldet sie, ihr Mann habe ohne fremdes Geld ein Gut von 3000 Juchart in Mecklenburg erwerben können, «ein grosses und schönes Geschäft». Einen Wechsel auf Stuttgart benötige sie selber, wenn sie nächstens durch den Schwarzwald reisen wird und wenig Bargeld auf sich tragen möchte. Dieser Auftrag an Ebel ist eigentlich für das Bankhaus Kaspar Escher «im Brunnen» in Zürich bestimmt, wo Ebel eingemietet war. Wenn sie dabei ihre Solvenz beteuern muss, so war diese offenbar kaum mehr unbestritten. Auch nehme ich an, dass Harmes in seiner Heimat ein Auffanglager aufzubauen strebte für den Fall, dass der kostspielige Sommersitz am Zürichsee nicht mehr zu halten wäre.

Ein weiteres Zeugnis zeitweiliger Trennung ist das Gedicht «Lied einer Deutschen an ihren Gatten nach Niedersachsen. Ende Aprilis 1813», das sie auf das Jahr 1815 im Almanach *Alpenrosen* abdrucken liess. Ihre Sehnsucht nach dem fernen Mann verschmilzt darin mit der gemeinsamen nationalen Aufwallung, jenem Patriotismus, den sie bei den Schweizern und Briten immer hoch geschätzt und bei ihren Landsleuten bisher, bis zu den Befreiungskriegen von 1813, so bitter vermisst hat. Daraus eine Strophe:

«O Volk! so herrlich ausgezeichnet
In allem, was die Menschheit ehrt,
Zum Denken, wie zur That geeignet,
Germanen! fühlet Euern Werth!
Vertilget sie, die gift'gen Saaten,
Die fremde Arglist Euch gebracht!
Von guten Fürsten deutscher Staaten
Sey deutscher Treue Bund bewacht! –»

Ihre sechs Beiträge zu den *Alpenrosen*, die der Berner Johann Rudolf Wyss der Jüngere (1781–1830) von 1810–1829 herausgab[140], sind ihre letzte nachweisbare literarische Produktion, sie enthalten ihre letzte gedruckte Liebeserklärung an Bern.

11. Letzte «Alpenrosen»

Die Liebeserklärung an Bern in einem ihrer Gedichte für die *Alpenrosen* (von 1814) beschränkt sich allerdings fast auf den Titel: «Gesungen auf der Platteforme des Münsters zu Bern». Die Selbsterfahrung: Sehnsucht nach dem fernen Gatten und nach einer geistigen Heimat, «Wo die Fülle wonnesüsser Träume / Und der Ideale Zauber lebt», verdeckt ihr die Aussicht auf jene Landschaft, die sie im allerersten Zitat dieser Arbeit beschrieben hat. Einzig «der Alpenscheitel ew'ger Schnee» tritt in letztem Leuchten ins Gedicht, wird aber sogleich zur Metapher der Vergänglichkeit umgeformt:

«Aber sieh den Purpurglanz erbleichen!
Sieh, wie alles dämmert und verblüht!
Steh'n die Berge nicht gleich blassen Leichen,
Sie, die kaum noch voller Pracht geglüht?
Wolken fliegen, im Gewittersausen
Fällt die zarte Blüthe von dem Baum.
Mich durchbebt ein nächtlich kaltes Grausen,
Und die Abendwonne war ein Traum.»

Irdisches vergeht, nur das Idealische hat Bestand «dort im Reiche der Begeisterung». So hat sich ihre Dichtkunst seit den ersten Versuchen kaum gewandelt, bleibt dem Erbe Rousseaus und Herders, der «Empfindsamkeit» verpflichtet, auf den Grundton der Melancholie gestimmt. Neu ist hier, vielleicht vom Auftritt in Unspunnen angeregt, dass dieses Lied gesungen werden soll; die Singstimme mit «Guittarre»-Begleitung, komponiert von Edmund von Weber, Musikdirektor in Bern, ist beigedruckt[141].

Der Almanach *Alpenrosen* entspringt denn auch dem gleichen geistigen Klima wie die Unspunnenfeste. Wie diese schafft er das nostalgische Bild einer heilen Welt, die man durch die «erzwungene Schweitzer-Revolution» verschüttet glaubt und die nun wieder freizulegen wäre. Auch die Form einer lockeren Sammlung von literarischen Beiträgen knüpft an vorrevolutionäre «Blumenlesen» an, um die sich in der Schweiz vor allem Füssli und Bürkli bemüht hatten. Wyss, seit 1805 Professor für Philosophie an der Akademie, war mit seinem Interesse für patriotische Geschichte, Heimatkunde und biedere Literatur der geeignete Mann, um das Kulturschaffen in Bern von der Mediationszeit ins Biedermeier zu lenken; die *Alpenrosen* werden so zum charakteristischen Zeugnis für die Gesinnung der Restaurationszeit, in der sich auch Emilie Harmes hätte geborgen fühlen können.

Drei weitere Gedichte hat sie beigesteuert und die Prosa-Erzählung «Der Ring von Hallwyl» herausgegeben[142]. Diese sei ihr aus dem Nachlass einer «liebenswürdigen jungen Dame» zur Übersetzung aus dem Französischen übergeben worden. Die Verstorbene sei von einem Vater gebildet worden, «dem das Studium der Geschichte stets die liebste Erholung von wichtigen Amtsgeschäften» war. Die Leser der *Alpenrosen* vermochten die Hinweise zu entschlüsseln: Die Verfasserin war Karoline von Mülinen (1788–1812), die Tochter des Schultheissen und Historikers Niklaus Friedrich von Mülinen (1760–1833), der den Staat Bern von der Mediation in die Restauration leitete und der als Gründer der Geschichtforschenden Gesellschaft (1811) bekannt ist. Ihn muss Frau Harmes spätestens 1805 bei den Vorbereitungen zum Unspunnenfest kennen gelernt haben; wir haben gelesen, dass sie ihn seinem künftigen Schwiegersohn von Wyss gegenüber «mon ami» genannt hat. Hier zum mindesten kann ihr «Freundschaftsbund mit einer der ersten Familien von Bern», wie das Lexikon rühmt, nachgewiesen werden. Aus der Datierung der «Vorerinnerung»: Bern, im Winter 1814, könnte man auf einen letzten Aufenthalt in der geliebten Stadt schliessen. Dann wäre die Abendstimmung der Vergänglichkeit, wie sie sie im Lied «auf der Platte-forme» besungen hat, doch mehr als ein literarisches Klischee: eine Vorahnung von Abschied.

Wiedersehen oder Abschied? wäre auch über das letzte Zeugnis der Freundschaft zwischen ihr und Stapfer zu setzen: Zwei Briefe von ihr von Erlenbach, zwei Jahre früher, in schwer lesbarer Schrift, liegen im Nachlass Stapfer[143]. Am 30. Juli 1812 schickt sie den ersten «A M A Stapfer à Berne ches Mr le Prof. Schnell» (sein Schwager): «Ihre Anwesenheit in der Schweiz und Ihr gütiger Vorsaz, mich hier in meiner lachenden Einsamkeit (!) zu besuchen, mein hochgeschätzter Freund, erfüllt einen lang gehegten und lebhaften Wunsch meines Herzens.» Im Bild von verwelkenden himmlischen Blüten drückt sie den Schmerz über die Entfremdung, mit einem «wieder aufkeimenden Blümchen jener schönen Saat» die Hoffnung auf die Wiederbelebung der Freundschaft aus. «Leider aber eine sehr kränkliche, obgleich sehr helle Philosophin werden Sie finden, die lieber noch immer Dichterin wäre.» Das eiserne Zeitalter sei es, das ihre Flügel knicke. «Dann werden Sie einen edlen, sehr einfachen Mann kennen lernen, der viel mehr ist als er scheinen will.» Im Gegenzug lädt sie Stapfers «Frau Gemahlin» ein, Stapfer in Erlenbach abzuholen; vorher aber möchte sie ihn allein zu Gast haben. «Denken Sie ja nicht, mit einem kürzern Besuch von ein oder ein paar Tagen abzukommen, das würde mich schmerzen, denn ich hoffe recht viel, recht vertraulich und für mich belehrend mit Ihnen zu plaudern.» Zwar erlaube ihr schlechter Gesundheitszustand «kein Visiten-Leben», aber auf kleinen Ausflügen könnten sie ihre Gespräche weiterführen.

Die peinlich aufdringliche Planung seines Besuchs muss Stapfer stutzig gemacht und zu einer hinhaltenden Antwort veranlasst haben. Das lese ich aus dem ersten Satz ihres Briefes vom 14. August: «Dass ich Ihnen noch einmal in dieser Zeit Ihres erwarteten Besuchs schreibe, scheint auszudrücken, dass ich mir *nicht mehr viel* Hoffnung mache, ihn wirklich in Erfüllung gehen zu sehn.» Dann folgt ihr früher schon zitierter Vorwurf der Unentschlossenheit («*your bosom Sin*»), die sie nun schwerlich ertrage. «Ich bitte Sie, lassen Sie ja iezt alles andere fahren und kommen Sie, sonst geschieht es gar nicht.» Das wäre «tief kränkend für mich, die mich so sehr und so gewis auf unser Wiedersehn freute, und die warlich etwas tröstliches und aufmunterndes nöthig hat». Doch noch immer feilscht sie um die Länge seines Besuchs, acht Tage wären ihr zu wenig. Sie bittet ihn auch, niemanden aus Zürich mitzubringen. Ist es zunehmende Isolation, die sich hier andeutet, die Erschlaffung des Netzes ihrer Beziehungen, oder dramatisiert sie? «Ach! ich geniesse sehr wenig im Umgang mit Menschen, ich kann nur selten sagen, *wie* wenig und noch seltener das erklären. Ihnen kann und will ich es – wenn Sie kommen und lange genug hier bleiben ... Kommen Sie zu Wagen, zu Schiff, wie Sie wollen. Ihr Zimmer ist bereit.» – Ob er es je betreten hat, ob die letzten Rosen auf den Tisch gestellt wurden? Wiedersehen und Abschied oder Abschied ohne Wiedersehen – das bleibt offen.

Abschied von der Schweiz nahm das Ehepaar Harmes im Jahre 1817. Ihren Landsitz in Erlenbach verkauften sie am 14. Oktober dem deutschen Grafen Christian Ernst von Bentzel-Sternau. Die Kometenbahn führte zurück nach Deutschland, nur hatte der Schweif seinen Glanz verloren. Die Spuren werden noch spärlicher, sprechen von Resignation. Nichts Interessantes habe sie zu melden, schreibt sie in den zwei Briefen von 1819 aus Schwerin an Ebel[144], «bey dem äusserst kränklichen, völlig

zurückgezogenen Leben, welches ich an einem mir in *jeder* Rücksicht völlig fremden Ort führe ... Es ist als ob man in Ansehung von Philosophie, Kunst und Litteratur auf einer Südsee Insel lebte.» Ihren Mann gebe sie oft frei für eine Spielpartie mit dem Grossherzog; dann bleibe sie am Abend allein, ab und zu mit fürchterlichen Schwindelanfällen, mit «meinem zu trüben Blick auf Welt und Schicksal, meinem Schmerz um manches Verlohrene ... mit vergeblicher Sehnsucht nach manchem theuren Freund, mancher Unterhaltung, mancher Naturscene». Fast will man meinen, der Kreis schliesse sich zurück zur jungen Frau Landrat in Ratzeburg. Aber aus der Einsamkeit fleht sie um ein Echo: «Seyn Sie doch – was Sie immer gegen mich waren – theilnehmend und freundschaftlich! Antworten Sie mir einige Zeilen.»

Dieser Drang nach Dialog, nach Begegnung hat ihr Leben mit dem vieler Zeitgenossen verknüpft, es zum Spiegel gemacht für typische Gefühlslagen, literarische Tendenzen und politische Anschauungen. Es ist die Spannweite der Anregungen, die sie aufgenommen hat, die heute noch interessieren kann; es ist ihr geistiger Ort zwischen Ossian und Rousseau, zwischen Wilhelm Tell und Mary Wollstonecraft, ihr Schwanken zwischen Ancien régime und Emanzipation, zwischen Aufklärung und Romantik zur Zeit der kritischen Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Ihr Leben und Werk deckt sich mit der Goethezeit, ohne freilich die Breite und Tiefe, das geistige Profil der Weimaraner zu erreichen. Sie hat sich bewegt zwischen dem Deutschland der ungebrochenen Adelsprivilegien und dem patrizischen Bern und dem konsolidierten Grossbritannien, das sich dem revolutionären Frankreich entgegenstemmte. Doch jetzt ist die anregende, aufregende Zeit vorbei; eine Eingezogenheit, die ihrem Naturell widersprach, und die Kränklichkeit, an der sie immer gelitten, verdüsterten ihre letzten Jahre.

Dazu kam, was sie vorher nie gekannt hatte, materielle Not. In dem einen Brief an Ebel klagt sie über die «beispiellose Bösartigkeit der Advocaten», über Appellationen des Prozessgegners, die wiederum beträchtliche finanzielle Opfer nach sich ziehen könnten. Dies scheint ein Indiz für die Zwangslage, die sich seit ihrer Rückkehr aus der Schweiz immer mehr zuspitzte: Eine enorme Verschuldung nötigte das Ehepaar Harmes, seine letzten beiden Güter zu veräussern – ein Lexikon berichtet sogar von Konkurs. Sie mussten lernen, kümmerlich zu leben, abhängig von der Grosszügigkeit des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Dann zogen sie um nach Lauenburg an der Elbe. Dort starb Emilie Harmes, vormals von Berlepsch, geborene von Oppel, im Alter von 75 Jahren, am 27. Juni 1830[145].

Ein letztes, isoliertes Zeugnis ihrer Verbundenheit mit der Schweiz und Bern ist der Brief, den sie 1826 von Schwerin aus an Professor Wyss richtet[146]: «Werther, unvergesslicher Freund, empfangen Sie mit Güte und einiger Freude die Züge einer matten Hand, eines durch Krankheit, Kummer und *Heimweh* erschöpften Geistes. Aber das Herz fühlt und schlägt noch bey jeder Erinnerung an die Schweiz, an dortige geliebte, gütige und edle Freunde.» Sie habe lange geschwiegen, um nicht in eitel Klage zu verfallen, nun schreibe sie, um einen Neffen ihres Mannes dem Wohlwollen ihrer Freunde in Bern zu empfehlen. «Sagen Sie auch den guten Menschen, die von mir hören mögen, dass meine besten und einzig wohltuenden Gedanken in der Schweiz,

vorzüglich in meinem alten Lieblingsort, *Bern,* ihren Wohnsitz haben.» Diese Worte sind gleichsam ein Vermächtnis an den Herausgeber der *Alpenrosen*, sie sind Emiliens letzte Liebeserklärung an Bern.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Die gedruckten Werke der Emilie von Berlepsch

Sammlung kleinerer Schriften und Poesien. Erster Theil. 8°. Göttingen: Johann Christian Dieterich, 1787. SSP

Sommerstunden. Erster Band. 8°. Zürich: Orell, Gessner, Füssli und Compagnie, 1794. Sst

Einige Bemerkungen zur richtigern Beurtheilung der erzwungnen Schweitzer-Revolution und Mallet dü Pan's Geschichte derselben. 8°. Leipzig: Dykische Buchhandlung, 1799. BSR

Caledonia. Von der Verfasserin der Sommerstunden. *1–4.* 8°. Hamburg: B.G. Hofmann, 1802–04. Cal

2. Weitere gedruckte Werke

Alpenrosen, ein Schweizer Almanach auf das Jahr 18.. Hg. von Kuhn, Meisner, Wyss u.a. Bern: J.J. Burgdorfer; Leipzig: J.G. Schmid, 18... Ar

Matthisson, Friedrich von, hg.: Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friederike Brun. *1–2.* Frankfurt: 1829. BrBo

Berend, Eduard, hg.: Die Briefe Jean Pauls. *2–4.* München: 1922–26. BrJP

Rohr, Adolf, hg.: Ph.A. Stapfers Briefwechsel 1789–91 und Reisetagebuch. Aarau: 1971. BrSt

Rengger, Albrecht, hg.: Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Aarau: 1830. BrZi

Corrodi, Paul: Das Landgut Mariahalden bei Erlenbach und seine früheren Bewohner. (Jahrbuch vom Zürichsee *18*, 1958/59, 107–133.). Co

Förster, Ernst: Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. *1–2.* München: 1863. DwJP

Mallet du Pan, J[acques]: Essai historique sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétiques. Extrait du Mercure britannique. [Londres:] 1798. MP

3. Manuskripte

Bundesarchiv (BA)

Nachlass Ph.A. Stapfer: F I 66. Die Briefe sind zitiert mit Absender, Empfänger und Datum.	NSt

Burgerbibliothek Bern (BB)

Dossier Charlotte Zeerleder: Mss. Hist. Helv. XLIV 174. Zitiert mit Nr. des Briefes und Datum:

Charlotte Zeerleder an Charlotte Bürkli, seit 1802 ihre Schwiegertochter (13 Briefe, 1794–1803).	CZ an Ch
Charlotte Zeerleder an ihren Sohn Karl (62 Briefe, 1794–1803).	CZ an K
Charlotte Zeerleder an ihren Sohn Ludwig (80 Briefe, 1791–1803).	CZ an L
Charlotte Zeerleder an Verschiedene (26 Briefe).	CZ an NN
Emilie von Berlepsch/Harmes an Charlotte Zeerleder (5 Briefe, 1798–1802).	EvB an CZ
Notre mère, von Albertine von Fellenberg-Zeerleder: Mss. Hist. Helv. XLIV 110.	NM

Abschrift ihrer Nichte, Louise Zeerleder: Mss. Hist. Helv. XLIV 111.
Zitiert mit Seitenzahl, in der Regel nach dem Original.

Zentralbibliothek Zürich (ZB)

Emilie von Berlepsch an J.H. Füssli: Ms M 1.12. Zitiert mit Nr. und Datum.	EvB an F
Weitere Briefe der Emilie von Berlepsch, bzw.	ZB EvB an NN
der Emilie Harmes, mit Signatur, Empfänger und Datum.	ZB EH an NN

Die Schreibung der Zitate aus den ungedruckten und gedruckten Quellen ist überall beibehalten, die Zeichensetzung nur dort modernisiert, wo damit das Verständnis erleichtert wird.

Anmerkungen

[1] BSR 47 f.

[2] Die genauen Angaben aus Tauf- und Trauungsregistern hat mir Major a. D. Ulrich Leidenfrost, München, zur Verfügung gestellt. Ihm danke ich auch für den ersten Hinweis auf Emilie von Berlepsch.

[3] SSP, aus «Erster Brief», 12–17.

[4] Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller, hg. G. Ch. Hamberger, fortgeführt von J.G. Menzel. 1796. *1,* 251.

[5] Zimmermann, Johann Georg: Über die Einsamkeit. *1–4.* Leipzig: 1784–85. Fussnote *4,* 415–419.

[6] Lepenies, Wolf: Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: 1969. 90.

[7] Ischer, Rudolf: Johann Georg Zimmermann's Leben und Werke. Bern: 1890. 32. – Über Zimmermann ferner: BrZi, Einleitung.

[8] Meiners, Christoph: Briefe über die Schweiz. Göttingen: 1785. Goethe reiste 1775 und 1779 (wiederum 1797) in die Schweiz. – EvB' «Reiseaufsätze» SSP XX, XXVII.

[9] BrZi an Abraham Rengger, 28.8.85; 17.10.85.

[10] ZB FA v. Orelli 1. Dieser Brief, eingereiht im Nachlass von Prof. J.C. von Orelli (1787–1849), kann nicht an diesen, aber an ein Familienmitglied der früheren Generation gerichtet sein. «Le cher Mr Lavater Vs aura donne response au sujet de l'autre Coffre qui sans la negligence de Mr Ott auroit du etre expedie pour Geneve depuis longtems.» Offenbar war der Service im ersten Haus am Platze, im «Gasthof zum Schwert» (Besitzer: Ott), nicht tadellos.

[11] In Sst Titelvignette «Die Peters Insel» und das Gedicht «Die Peters-Insel. Im Bieler-See», 88–100, mit zugesetzter Jahreszahl (1786). – In BrZi schreibt Zi an Rengger (17.10.85), er habe unter dem 1.10. Nachricht, dass die von Berlepsch in Lausanne noch nicht angekommen seien.

[12] ZB FA Lavater Ms 127.6. Unter «Gedichte anderer» eingereiht: zwei Gedichte von EvB, «Der Morgen, Hijeres den 10ten Januar 86» und «Empfindungen. Hijeres, im Januar 86». – Rückreise durch die Schweiz: nicht nur der in Zürich zurückgelassene Koffer, sondern auch BSR 55. – Frühere Rückkehr BrZi an Schmid in Brugg, 19.6.86: vB, «der seit acht Tagen (ohne seine Frau) wieder hier ist. . .»

[13] BSR 42–46.

[14] ZB FA Hirzel 230, Nr. 67, Hannover den 22. Mai 87.

[15] SSP «Ein Gespräch als Vorrede», V–XXVIII.

[16] SSP 289–310, zit. 296. – Weitere Titel von Gelegenheitsgedichten z.B. «Geburtstagslied, im Namen meiner Kinder», «Der 26ste April», «In ein Exemplar von Klopstocks Oden», «Grabschrift».

[17] Dieses Zitat ist der Anfang von «Das erste Gewitter», SSP 378–387, mit einem Motto aus Thomsons «Seasons».

[18] SSP XI.

[19] Düntzer, H. hg.: Aus dem Nachlass von F.G. von Herder. Frankfurt: 1857. *2,* 377.

[20] Herder überwarf sich zeitweilen mit Goethe und dem Herzog, andauernd mit Kant und Schiller. Über Herders Beziehungen zu EvB Haym, Rudolf: Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. *1–2.* Berlin: 1885. *2,* 50 f. Zusammen mit Zi machte EvB ihren Einfluss geltend, um Herder eine Hofpredigerstelle in Hannover, später eine Professur in Göttingen zu verschaffen, was He in Weimar mit Erfolg zu «Bleibeverhandlungen» ausnützte. A.a.O. *2,* 378, 419, 425.

[21] Siehe Anm. 11.

[22] Meine Darstellung folgt LEERHOFF, HEIKO: Friedrich Ludwig v. Berlepsch, hannoverscher Hofrichter, Land- und Schatzrat und Publizist, 1749–1818. Hildesheim: 1970. 12–14, ergänzt durch Co 113 f. – Der Freiherr wurde nicht, wie Zimmermann prophezeit hatte, Staatsminister, sondern als Rebell brachte er sich um seine Ämter: Er verlangte 1795, dass die Landstände die Aussenpolitik des Kurfürstentums mitbestimmen dürften. Um seine Rehabilitierung zu erreichen, publizierte er historische und juristische Werke, doch blieb sein «Freiheitskampf» schliesslich ohne Erfolg. – «Emilie in Weimar» HAYM (Anm. 20) *2,* 51, 460.

[23] BSR 2.

[24] WYDLER, FERDINAND: Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der helvetischen Republik. *1–2.* Zürich: 1847. Zit. *1,* 44.

[25] ZB FA Hirzel 230. Nr. 69. – In Nr. 68 (Dienstag, 15. Oktober) bittet EvB um die Erlaubnis, Hirzel am folgenden Tag in seinem Landhaus besuchen zu dürfen. Ihre Begleiter: «Frau Rathsherrin Gessner, deren jüngster Sohn und Proffessor Voigt». – Die beiden Reiseberichte der Sophie von La Roche: Der erste in ULRICH, CONRAD hg.: Begegnungen mit Zürich im ausgehenden 18. Jahrhundert. Zürich: o.J., 1–44., der andere DE LA ROCHE, SOPHIE: Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise. Offenbach: 1793.

[26] FÜSSLI, WILHELM: Johann Heinrich Füssli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Zürich: 1900. WARTBURG, WOLFGANG VON: Obmann Johann Heinrich Füssli als Wegbereiter des Umsturzes von 1798 (Zürcher Taschenbuch N.F.*73,* 1953, 81–119). RYCHNER, MAX: Rückblick auf vier Jahrhunderte. Entwicklung des Art. Institut Orell Füssli in Zürich. Zürich: 1925.

[27] Valentin Sonnenschein (1749–1828) kam aus Deutschland 1775 in die Schweiz und betätigte sich in Zürich, später in Bern als Bildhauer, Medailleur und Zeichenlehrer. Das Medaillon der EvB wurde von M.G. Eichler in Kupfer gestochen.

[28] EvB an F 2, Bern, 3.3.94; 4, Richterswil, s.d.

[29] Sst. Anhang 150–225. Zit. 214 f.

[30] Sst 24–30. Darin auch «der Zauber stiller Sommerstunden», «Natur und Kunst vor seinen Blicken schwebt». Herders «Italienische Reise» hatte vom August 1788 bis Juli 1789 stattgefunden, gleich anschliessend an Goethes berühmtere Reise, vom September 1786–Juni 1788.

[31] Zit. über Gessner Sst, Anhang 160–162. – Einordnung in die Literaturgeschichte, vgl. WEISS, RICHARD: Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Horgen: 1933. Darin über EvB 101–103.

[32] Sst 77–87. 21 Strophen, 168 Zeilen.

[33] Vgl. LABHART, RICO: Wilhelm Tell als Patriot und Revolutionär 1700–1800. Basel: 1947.

[34] Einige Gedichte der Sst sind verbesserte Versionen aus SSP, es gibt weitere Gelegenheitsgedichte und Selbstbekenntnisse, wie «Antwort auf eine Warnung vor den Gefahren der Schriftstellerei» 3–14, wo EvB wieder gegen das Vorurteil, «Das dem Weibe Geistesflug versagt», protestiert. Wiederum kommen in Sst die Verse daher «auf duftendem Gefieder lieblich dämmernder Melancholie» 13. – Es ist daran zu erinnern, dass auch SSP als «Erster Theil» angekündigt war.

[35] LUDIN, ALFRED: Der schweizerische Almanach *Alpenrosen* und seine Vorgänger (1780–1830). Zürich: 1902.

[36] CZ an L 40, 7.8.[93]. – Sie lobt später Bürklis Intervention zugunsten der Angeklagten im Stäfnerhandel, CZ an L 78, 9.9.[95].

[37] SCHULTHESS, HANS: Die Familie Schulthess von Zürich. Zürich: 1908. 57, 83 ff. Der Vater, Hans Kaspar (1709–1806) cop. Regula Hirzel, Kaufmann und Bankier.

[38] CZ an L 66, 4.12.[93].

[39] Siehe Verzeichnis der Abkürzungen. – Die Benützung der Briefsammlung ist erschwert, weil durchwegs die Jahrzahlen, in einigen Fällen auch die Daten fehlen. Handschriftliche Datierun-

gen von späterer Hand dürften für die Briefe an Karl zutreffen, sind für jene an Ludwig oft irreführend. Die in eckigen Klammern von mir beigefügten Jahrzahlen lassen sich mit wenigen Ausnahmen durch im Brief enthaltene Hinweise auf die Familie oder auf äussere Ereignisse sicherstellen.

[40] CZ an K 30, [Okt. 98]. Dieser Grundsatz wurde wohl nur in der kritischen Zeit der französischen Einquartierung konsequent durchgeführt.

[41] Zur Biographie der Charlotte Zeerleder: NM und der darauf gestützte Aufsatz von MOERI, RENÉ: Aus dem Leben der Charlotte Sophie Zeerleder, Lieblingstochter Albrechts von Haller. (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde *36,* 1974, 1–24). [CHAVANNES, HERMINIE:] Albert de Haller. Biographie. 2me éd. Paris: 1845. 157–185. Zit. 158. Die Autorin berichtet auch, Haller habe in seinem Staatsroman *Usong* (1771) seine «fille chérie» in der Fürstentochter Nuschirvani porträtiert, 178.

[42] Neun Briefe von Charlotte Haller an Henri Meister vom Winter 1764/65 im Dossier BB. – Dazu: ZEERLEDER, ALFRED: Charlotte von Haller und Henri Meister. Eine biographische Skizze (Separatum aus Berner Heim, April 1941). BESSIRE, P.-O.: Jacob-Henri Meister (1744–1826). Berne: 1912; KOHLER, PIERRE: Madame de Stael et la Suisse. Lausanne/Paris: 1916.

[43] NM 19.

[44] Angaben zur Familie verdanke ich Herrn Charles Zeerleder, Bern. – Ludwig (1727–1792; Sohn des Samuel, 1690–1748), in erster Ehe 1756 vermählt mit Catharina Esther Wyss (+ 1764). – Vgl. WALTHARD, SAMUEL RODOLPHE: Les Banquiers actuels de Berne 1841. (Neues Berner Taschenbuch *32,* 1927, 175–191.).

[45] Die Lokalisierung des «Bellevue» stammt von der «Inventarisation der bernischen Kunstdenkmäler». – Briefe CZ an L 1–7 nach Paris, 21.1.91 – 15.4.[92]; Todesnachricht 8, 26.4.[92].

[46] Aufenthalt von 1792 CZ an L 9, 3.7.[92]; NM 37. – Reise von 1793 CZ an L 42, 23.8.[93].

[47] CZ an L 66, 4.12.[93].

[48] CZ an L 57, 15.6.[94].

[49] Bei EvB CZ an L 51, 15.1.[94]. – «Nos soirées d'automne» CZ an L 48, 19.10[93]. Aus Deutschland sei kein Roman erhältlich, der lesenswert wäre; sie seien «ou exaltés au choquants».

[50] Englischkenntnisse NM 96. – M. Wollstonecraft CZ an Bürkli, 3.2.[95]. «Je ne trouve pas cette parfaite égalité dans les ames sur laquelle elle appuye son systéme.» EvB in Cal *4,* 250–283.

[51] CZ an L 53, 5.3.[94].

[52] CZ an L 57, 15.6.[94]. – Familie Baggesen CZ an L 42, 23.8.[93]; 44, 18.9.[93]; 48, 19.10.[93]; 49, 9.11.[93].

[53] CZ an L 54, 23.4.[94]. – Mme de Staël weilte in Zürich, um bei der Regierung Aufenthaltsbewilligungen für befreundete Emigrierte zu erwirken. KOHLER (Anm. 42), 154 f.

[54] NM 56. DwJP 2, 121 (EvB an JP, 7.6.98).

[55] CZ an L 55, 7.5. [94]; 59, 9.8. [94]; 60, 19.8. [94]; 61, 16.9. [94]. CZ an K 5, 23.9. [94].

[56] CZ an K 6, 2.10. [94]. CZ an L 63, 26.10. [94]; 65, 28.11. [94].

[57] EvB an F 1, 22.10. [94]. CZ an Bürkli, 5.2. [95].

[58] Im Brief EvB an CZ, 8.5. [98], erinnert EvB an den Frühling, den sie bei Frau Zeerleder verbrachte. Vgl. Anm. 62.

[59] NM 56–58. (Hier wird ausnahmsweise die Kopie benutzt, da das Original durch Flecken und Streichungen fast unleserlich geworden ist.) CZ an Ch 7, 8.11. [94].

[60] Karl CZ an L 50, 8.1. [94]; 65, 28.11. [94]. – Ludwig CZ an L 69, 28.1. [95]. zit.; 59, 9.8. [94]; 61, 10.9. [94]. Vgl. BECK, ADOLF: Hölderlins Diotima, Susette Gontard. Frankfurt a. M.: 1980, besonders 120 f.

[61] Zit: CZ an K 58, s. d. Zit: CZ an L 49, 9.11 [93].

[62] EvB an CZ, Leipzig 8.5.98; Zelle [sic], 4.3.01.

[63] BSR 47–54.

[64] BSR 52.

[65] BSR 86–91; zit. 90 f.

[66] BSR 66–69. Kopie der Gedichtstrophen, Definition der Freiheit 76–78. Siehe Anm. 32.

[67] Gemeine Herrschaften BSR 64. Zürich und Bern: BSR 55–60; Cal *2,* 112.

[68] Cal *2,*67; *1,*180.

[69] Elysium BSR 40. Oberhasli BSR 62 f.

[70] EvB an F 1, «Bern den 22. 8bre» (Datierung 1793 wahrscheinlich). – Zum Besuch des Sohns in oder um Zürich: Ein Billett an Mad. la Conseillere Füssli (EvB an F 5) meldet seine Ankunft spät am Vorabend und die «fast zu starke Erschütterung der Freude, die mich keinen Augenblick hat schlafen lassen». Sie bittet darum, den «lieben Ankömmling» vorstellen zu dürfen.

[71] BrSt 8.11.89. – Briefwechsel: BrSt. NSt im BA. LUGINBÜHL, RUDOLF: Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel. Basel: 1891. (Quellen zur Schweizer Geschichte *11/12*). Ders.: Briefe von J. G. Zimmermann u. a. an Ph. A. Stapfer. (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern *13*, 1893, 65–230). – Biographien: LUGINBÜHL, RUDOLF: Ph. Alb. Stapfer, helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften (1766–1840). Basel: 1887. ROHR, ADOLF: Philipp Albert Stapfer 1766–1840. Aarau: 1981. (Schriftenreihe des Stapferhauses auf der Lenzburg *12*).

[72] Ein weiterer Schweizer Student, Hans Conrad Escher (nachmals «von der Linth») aus Zürich, Studienfreund in Göttingen von Paul Usteri und Albrecht Rengger, war 1787 von den v. Berlepsch freundlich aufgenommen worden. Der Hofrichter «gewann als heller umfassender Kopf und durch seine weltbürgerlichen Ansichten die Zuneigung der Jünglinge», wogegen sie ihren berühmten Landsmann Zimmermann «sehr unbefriedigt verliessen». Zit. aus HOTTINGER, J.J.: Hans Conrad Escher von der Linth. Zürich: 1852. 50.

[73] BrSt. St an seine Mutter, 28.2.90; Zi an St, 5.3.90. (Der Besuch in Hannover 12.–19.4.90). Zi an Daniel St, 23.4.90; St an Mu 25.4.90.

[74] BrSt. Zit. St an seinen Onkel, Prof. Joh. St, 9.1.90. Zi' Empfehlungen St an Joh. St 29.9.90.

[75] BrSt. St an Zi, 14.2.91.

[76] BrSt. Zit. aus St an Zi, 10.6.91. Über seine Eindrücke in England die genannten 2 Briefe und jener vom 7.4.91 an Zi, ferner an Mu, passim. – Dass er auch mit Dissenters verkehrte, wird illustriert durch seine Bekanntschaft mit Thomas Brand-Hollis. Dessen Brief an St im NSt kann als Epilog zum Büchergeschenk seines Adoptivvaters Thomas Hollis an die Stadtbibliothek Bern gelten: Am 18.6.92 erkundigt sich Brand, ob die *Memoirs* des verstorbenen Hollis in Bern angekommen und angenommen worden seien. Zum Bücherlegat vgl. UTZ, HANS: Die Hollis-Sammlung in Bern. Ein Beitrag zu den englisch-schweizerischen Beziehungen in der Zeit der Aufklärung. Bern: 1959.

[77] BrSt. St an Zi, 22.10.91; St an Mu, Paris 22.6.91, Genf, 11.7.91. Aus diesem: «Je finiray après vous avoir dit à l'oreille que je crois M. Louis Bourbon déchu de son trône, si l'Assemblée Nationale se conforme au vœu des Parisiens et du Club des Jacobins auquel (encore à l'oreille) nous avons assisté tous les jours de notre séjour à Paris.»

[78] BrSt. St an Zi, 22.10.91. LUGINBÜHL: Briefe von Zi (Anm. 71) Zi an St, 4.11.91. BrSt. St an Zi, 21.1.92.

[79] STAPFER, PH.A.: Die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unsers Geschlechts: in der Form einer Apologie für das Studium der classischen Werke des Altertums. Eine bei Eröffnung der Vorlesungen des politischen Instituts den 13. Nov. 1792 gehaltene Rede. Nachdruck in STRICH, FRITZ: Schweizerische Akademiereden. Bern: 1945. 33–53. – HUGI, WALTHER: Professor Samuel Ith von Bern 1747–1813. Langensalza: 1922.

[80] EvB an F 2, Bern 3.3.94; 3 s. d. – CZ an L 66, 4.12. [93]. Vgl. Anm. 47, 49.

[81] BrSt. St an Mu 3.7.90; 12.6.91. – CZ an L 53, 5.3. [94] zit.

[82] NM 78. – Louise Stapfer heiratete 1798 Samuel Schnell, nachmals Prof. für bern. Recht an der Akademie und Universität Bern. – NSt. Karl Zeerleder an St, 4.2.20: KZ anerkennt mit Dank, dass er St' Zögling am Polit. Institut war.

[83] NSt. Trembley an St, 31.8.96. Er grüsst Louise St, Mme Zeerleder und Prof. Ith.

[84] FELLER, RICHARD: Geschichte Berns. *4*. Bern: 1960. Siehe Personenregister unter Mallet und Mounier. Mallet, so schreibt Feller, führte «die beste Feder in französischer Sprache gegen die Revolution», 170; «unter den Schicksalen, die von der Revolution erhoben und getroffen wurden, gehörte das seine zu den denkwürdigen», 207. Ferner: VALLETTE, GASPARD: Mallet-Du Pan et la Révolution française (Mém.et Doc, Genève *5*, 1893,1–97). MATTEUCCI, NICOLA: Jacques Mallet-du Pan. Napoli: 1957. – EvB an F 3, s. d. Sie hält Mounier für einen «*guten*, edlen Menschen, den ich sehr aus der grossen Schar der Emigrirten auszeichne».

[85] BrBo. Zit: Bern, 21.3.94; Valeyres, 20.10.94. Beide Briefe sind an Friederike Brun gerichtet, die mit vB befreundet war.

[86] LUGINBÜHL QSG (Anm. 71). GODET, PHILIPPE: Lettres inédites de Bonstetten à Stapfer (Bibl.univ. et Revue suisse *60*, 1893, 309–345).

[87] NSt. Die 16 Briefe an St sind mangelhaft datiert und werden daher mit der Nr. zit. – Die Biographie der Pfarrerstochter Louise Burnand, einer «Femme de lettres» aus dem Broyetal, erscheint in der Revolutionszeit wie eine Vorwegnahme der Restauration. Als Witwe (seit 1790) des waadtländischen Hauptmanns Wullyamoz (in französischem Solddienst) setzte sie sich in den Kopf, ihrem einzigen Sohn den Adelstitel einer längst erloschenen Familie de Pont-en-Ogoz zu verschaffen, und wanderte im Frühjahr 1798 nach Wien aus. Sie starb 1814, kurz nach der Eröffnung des Wiener Kongresses, in der Gewissheit, ihrem Sohn, dem Baron Alphonse de Pont, die Karriere am Kaiserhof geebnet zu haben. Er wurde denn auch Metternichs Privatsekretär und starb 1847. Dies nach BURNAND, RENE: Histoire de la Dame en Rose. Madame de Pont-Wullyamoz, Vaudoise émigrée. Lausanne: 1944.

[88] Bei diesem Buch handelt es sich wahrscheinlich um das 1795 anonym bei Emmanuel Haller in Bern erschienene La recette du médecin Nicoclès, anecdote orientale du règne de Cyrus. – NSt. Bitte um Unterstützung 2,3,4,8, um Korrektur 9,11. Frau vB 3,4,9,12. v.Erlach 10. Burgerbesatzung 12. Italienreise 7, 15.7. [95].

[89] BrSt. St an Zi, 22.10.91 – LUGINBÜHL QSG (Anm. 71), St an Laharpe, 31.10.37.

[90] NSt. Arnold Heeren reiste 1785 nach Italien, war seit 1787 a.o., seit 1794 ord. Prof. für Geschichte in Gö. Er schreibt, St habe bei ihm studiert und nun «s'è proposte di fare quel viaggio e di passare alcuni mesi in Roma per la continuazione dei suoi studi di filosofia e di antichità». – Andrew Douglas, 1775 Dr. med. (Edinburg), 1792–96 auf dem Kontinent. 8 Briefe im NSt. – CZ an L 78, 9.9. [95].

[91] LEERHOFF (Anm. 22) 13.

[92] Zit. NSt LW an St 2. Die Unschlüssigkeit nach der Absage der EvB spiegelt sich in 3 Briefen von Douglas an St, (NSt) Zürich, 21.10.95; 24.10.95; Regensburg, 3.12.95. Douglas wie BrBo, vB an FB, 1.2.95, berichten Alarmierendes aus Italien.

[93] CZ an L 76, 7.8. [95]. CZ an Ch 8, 28.11. [95?].

[94] BrBo, vB an FB, Valeyres, 1.7.96. – BSR 8, 4.

[95] EH an St, Erlenbach, 14.8. [12].

[96] BODE, WILHELM: Charlotte von Stein. Berlin: 1912. 389. – Xenien, Aus dem Nachlass, Nr. 141. Dieser Ausfall gegen die Frau und Dilettantin entstammt dem durchaus elitären Literaturverständnis der beiden «Klassiker». – Antwort auf die Anfrage von F. J. Soret Goethes Brief vom 21.6.28.

[97] GILLIES, ALEXANDER: A Hebridean in Goethe's Weimar. The Reverend James Macdonald and the Cultural Relations Between Scotland and Germany. Oxford: 1969. 101 f. – Bouterwek publizierte Schweizerbriefe an Cäcile, geschrieben im Sommer 1794. *1–2*. Berlin: 1795/96. EvB, damals in der Schweiz, ist nirgends erwähnt. – Mounier NSt. M an St, Weimar, 30.1.96; 10.1.99. M an CZ (BB), Weimar, 10.1.99.

[98] BrJP, unter Emilie von Berlepsch, passim. DwJP Briefwechsel zwischen Emilie von Berlepsch und Jean Paul, *2*, 97–139. – Ferner: DE BRUYN, GÜNTER: Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter. Halle: 1975. 194–199. BEREND, EDUARD: Jean Paul und die Schweiz. Frauenfeld: 1943. 49–53. Co 115–117.

[99] BrJP *3*, an Christian Otto, 21./27.2.98; 28.12.98.

[100] BrJP *3*, an Otto, 21./27.2.98. – Der Vater der unbenannten Tochter war Johann Konrad Heidegger (1748–1808), Gründer der obrigkeitlichen Zins- und Anleihensanstalt Leu, 1780–82 Landvogt in Mendrisio, später als v. Heideck in Bayern geadelt.

[101] BrJP *3*, an Otto, 21./27.2.98; an EvB 17./19.11.97.

[102] NSt Friederike Brun? an St, Treben bei Altenburg, 15.9.97. Die Absenderin ist, wie der Ordner selber vermutet, sicher EvB: Handschrift, Inhalt, Ort (vom gleichen Ort Brief an JP, 3.9) beweisen es. – EvB an CZ, Leipzig, 8.5.98. – BrJP *3*, an Otto, 18.7.98. – CZ an K 32, 4.11. [98].

[103] Jean Paul heiratete im Mai 1801 Karoline Mayer in Berlin und wohnte seit 1804 dauernd in Bayreuth. – 1802 erschien der letzte Band seines *Titan*, an dem er 10 Jahre lang gearbeitet hatte. Mehrere seiner Freundinnen glaubten sich in den Gestalten des Romans literarisch verewigt zu erkennen. Auch EvB nahm «Linda» für sich in Anspruch: «Dass *mir* diese Linda das liebste, nächste, lebendigste Wesen im ganzen Buch ist, werden Sie leicht glauben und erklären.» DwJP, EH an JP, 21.3.04. Seine Antwort, 27.3.04.

[104] Zit. DwJP 23.2.98, sicher falsch datiert; wahrscheinlich 99. MP erwähnt: BrJP *3*, 460 Anm. zum Brief JP an EvB, 29.12.98. – Titel: Zerstörung des Schweitzer-Bundes und der Schweitzer-Freyheit; ein historischer Versuch von J. Mallet dü Pan. *1–2*. Erste Hälfte 285 S. Zweyte Hälfte. Nebst einigen neuen Erörterungen und einem Briefe der Frau von *Berlepsch* über dieses Werk. 465 S. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung, 1799. Dieser «Brief», 337–448, ist ausser dem Titelblatt und der Paginierung identisch mit BSR.

[105] BSR Zitate lf., 71; Hinweis 7.

[106] MP «La chimère d'une sureté sans dépense et sans troubles», 106; «Tout le système économique et politique s'étoit coordonné à cet état de longue tranquillité», 99.

[107] MP 62, 34.

[108] BSR Revolutionen 79–83; Hochzeit 60, MP 57 ff.; Pitt BSR 8; Frauen 108 f.

[109] BSR zit. 100, 5, 105, 13.

[110] EvB an CZ, 8.5.98.

[111] CZ an K 15, 1.3. [98]; NM 51 ff.; [ZEERLEDER V. STEINEGG, BERNHARD:] Erinnerung an Ludwig Zeerleder. Konstanz: 1843. Von Albrecht ist ein Augenzeugenbericht erhalten ZEERLEDER, A., hg.: Erlebnisse eines Berner Scharfschützen-Lieutenants im Feldzuge gegen die Franzosen (Berner Taschenbuch 1899, 1–51).

[112] Zit. CZ an K 44, 10.3. [99]. – Farneren CZ an K 46, 31.3. [99]; 47, 13.4. [99]; NM 74. Meyer NM 79. Bürkli CZ an K 58, s. d.

[113] Trauung der Tochter Louise am 9.4.98. Der Vorname des Bräutigams hat sich nicht ermitteln lassen; daher bleibt offen, ob er mit Georg Christoph Lichtenberg (1742–99), seit 1770 Prof. in Gö, dem bekannten Aphoristen, verwandt war. – EvB an CZ, 8.5.98: vgl. Anm. 62, 102, 110.

[114] BSR 112.

[115] Ausführliche Darstellung ihres Aufenthalts in Schottland in GILLIES, ALEXANDER: Emilie von Berlepsch and her *Caledonia* (Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society;

Literary and Historical Section *15*, 1972. 1–14). GILLIES, A.: A Hebridean . . . (Anm 97), besonders Chap.3,iv, An Embarrassing Visitor, 101–114.

[116] Vgl. FREDERIKSEN, ELKE: Der Blick in die Ferne. Zur Reiseliteratur von Frauen (GNÜG, H.; MÖHRMANN, R. hg.: Frauen Literatur Geschichte. Stuttgart: 1985. 104–122). – Zum Vergleich mit Cal würde sich der Bericht der Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen, über ihren Aufenthalt in England und ihre Reise nach Schottland (1803) eignen. Publiziert wurde er erst 1813. – Zu Mary Wollstonecraft Anm. 50.

[117] Vor der Veröffentlichung des letzten Bandes war Herder gestorben. Sie widmet ihm ein Gedicht als Nachruf *4*, 284–287.

[118] Zu Ossian Cal *1*, 164–173; *2*, 190–202, 233 ff., 251–269; *3*, 124–154. Staffa *2*, 75 zit., 152–179. Romantik *2*, 30–56, zit. Sst 159, Gälisch Cal *1*, 177 ff; *3*, 86–95. – EvB kommt das Verdienst zu, den schottischen Dichter Robert Burns (1759–1796) dem deutschen Lesepublikum (in einem Exkurs von 40 Seiten, Cal *1*, 215–254) vorgestellt zu haben. Sie hält ihn für ein Naturgenie, für den «einzig wahrhaft individuellen Volksdichter der neuern Zeit», Cal *1*, 230.

[119] Zit. Cal *1*, 136 f. Herberge *2*, 224 ff; *3*, 18 ff.

[120] Edinburg Cal *4*, 78–218. – Zit. *1*, 212. Nationalhelden *4*, 26–41.

[121] EvB an CZ, Edinburg 24.11.99 (Brief nicht vollständig).

[122] EH an CZ, 20.11.01. – BSR 112 (Anm. 114). – Lochs Cal *1*, 61 ff; *3*, 37. Hochland *1*, 97–100, 185–188; *3*, 72–86.

[123] EvB an CZ, Celle, 4.3.01.

[124] Cal *1*, 177.

[125] EvB an CZ, 4.3.01. – Vgl. CZ an L 33, 4.6. [00].

[126] Daten der Briefe EH an CZ: Redevin, 20.11.01, 10.5.02.

[127] SCHINDEL, CARL VON: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Leipzig: 1823. *1*, 189.

[128] HUGI (Anm. 79), 116.

[129] Eine späte Anerkennung dessen, was die Regeneration dem Erbe der Helvetik verdankte, war die Verleihung des Dr. iur. h.c. an Stapfer 1835, im Jahr nach der Gründung der Universität Bern.

[130] NM Zitate 129 f. Das Gedicht (NM 145) in Sst.

[131] Henri Meister liess sein Buch *Berne et les Bernois* 1820 anonym in Zürich drucken. Es schmeichelt den Bernerinnen und ist seiner Stieftocher Charlotte Zeerleder-Bürkli und dem Andenken ihrer Zieh- und Schwiegermutter Charlotte Zeerleder-Haller, «la plus excellente des femmes», gewidmet.

[132] Staatsarchiv Bern (StAB) N Wagner *76*, 13 s. l., s. d.

[133] StAB N Wagner *81*, 23, Brouillon eines Festprospekts.

[134] [WAGNER, SIGMUND:] Bericht der Hergangenheit des Hirtenfestes zu Unspunnen . . . Bern: 1805; verwertet in SPRENG, HANS: Die Alphirtenfeste zu Unspunnen, 1805 und 1808. Bern: 1946. Zit. 7. Das ganze Lied von EH abgedruckt 17 f.

[135] Silbermedaille, Hergangenheit a. a. O. 20. Ehrengäste StAB N Wagner *81*, 24 Liste de quelques persones les plus marquantes qui ont assisté à la fête de Bergers à Ounspoune.

[136] SPRENG (Anm. 134) 48. – Ibid. «La Fête d'Interlaken» par Mme de Staël 50–53.

[137] Co 108–122. Brief 119–121.

[138] 2. Aufl. V. SCHINDEL (Anm. 127) *1*, 190. – ZB FA D. Hess 41. 42 s. l., s. d. – ZB FA v. Wyss VI 135. Erlenbach, dimanche [1817] «A Son Excellence Monsieur le Bourguemaitre de Wiss, Meilen». David v. Wyss der Jüngere (1763–1839) besass das Gut Mariafeld (um 1850 an François Wille verkauft). Er heiratete in dritter Ehe am 20.10.17 die älteste Tochter seines persönlichen Freundes und politischen Gesinnungsgenossen, des Berner Schultheissen v. Mülinen; die Braut war 30 Jahre jünger als er. WYSS, FRIEDRICH VON: Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David von Wyss, Vater und Sohn. *1–2*. Zürich: 1884/86. *2*, 383.

[139] DwJP EH an JP 3.1.09. JP an EH 10.12.09; 22.1.10. Vgl. BEREND: JP und die Schweiz (Anm. 98) 52. – ZB Z II 509. EH an Ebel, Erlenbach [Ende Juni 13]; [Mitte Okt. 13]. – Dr. med. J. G. Ebel, Naturforscher, bekannt als Verfasser des ersten Reisehandbuchs der Schweiz: Anleitung, auf die angenehmste und nützlichste Art, in der Schweiz zu reisen, erstmals 1793. Er lebte seit 1810 dauernd in Zürich.

[140] Zit. Ar 1815, 20–22. – Zu Alpenrosen: LUDIN (Anm. 35). ISCHER, RUDOLF: Johann Rudolf Wyss, der Jüngere. Bern: 1911.

[141] Ar 1814, 23–26.

[142] Ar 1814 «Frühlings-Hymne» 203 ff. Ar 1816 «In das Stammbuch eines Emigrirten, der sich in deutscher Litteratur ausgebildet» 29 f.; «An eine gute und glückliche Mutter» 93 f. – «Der Ring von Hallwyl. Eine Erzählung aus dem dreyzehnten Jahrhundert», Ar 1815, 73–113. «Vorerinnerung» 71–73. – [WURSTEMBERGER, JOH. LDW.:] Lebensgeschichte des Schultheissen Nikl. Frdr. v. Mülinen. Bern: 1837. CLXVI, CLXXIX. – Lexikon Anm. 127.

[143] NSt. EH an St, 30.7.12; 14.8. [12]. Vgl. Anm. 95.

[144] ZB Z II 509. EH an Ebel, 25.2.19; 27.8.19.

[145] Die finanzielle Lage nach Co 121 f. – Konkurs Damen Conversations-Lexikon, hg. HERLOSSON, C.: Adorf: 1846. *5*, 179. – Co 122: «Drei Jahre nach ihrem Tode wurde der Witwer geisteskrank und musste in der Heilanstalt Sachsenberg bei Schwerin untergebracht werden, wo er am 21. Aug. 1839 verschied.»

[146] BB Mss. Hist.Helv. XXVI 106. EH an J. R. Wyss, 26.6.26.